

Postverlagsort München Ausgabe

ZB

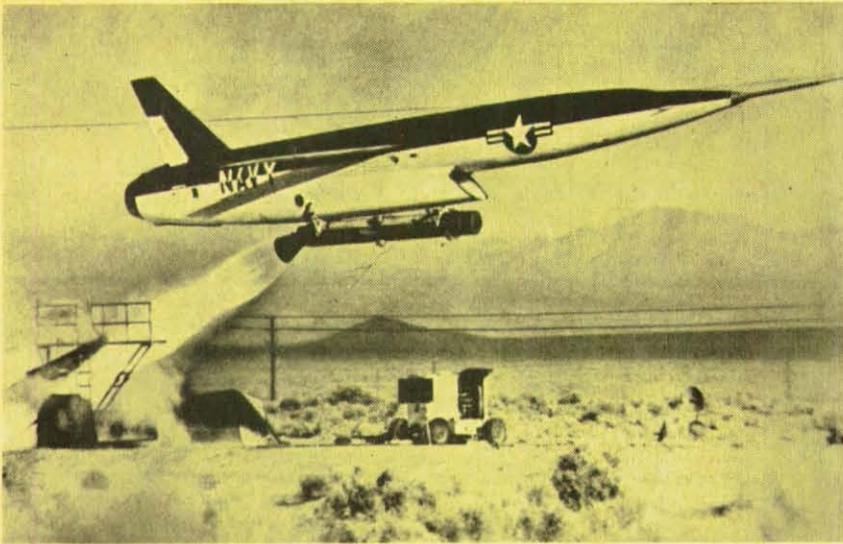
ILLUSTRIERTE

Für Menschen im Atomzeitalter

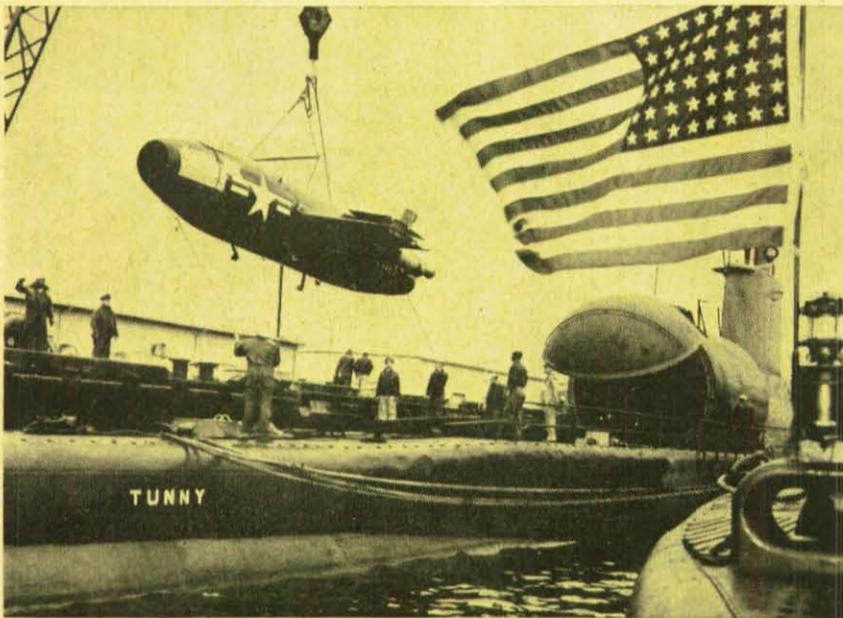
Nr. 18/58 • Dritter Jahrgang • 3. Augustheft 50 Pfg.



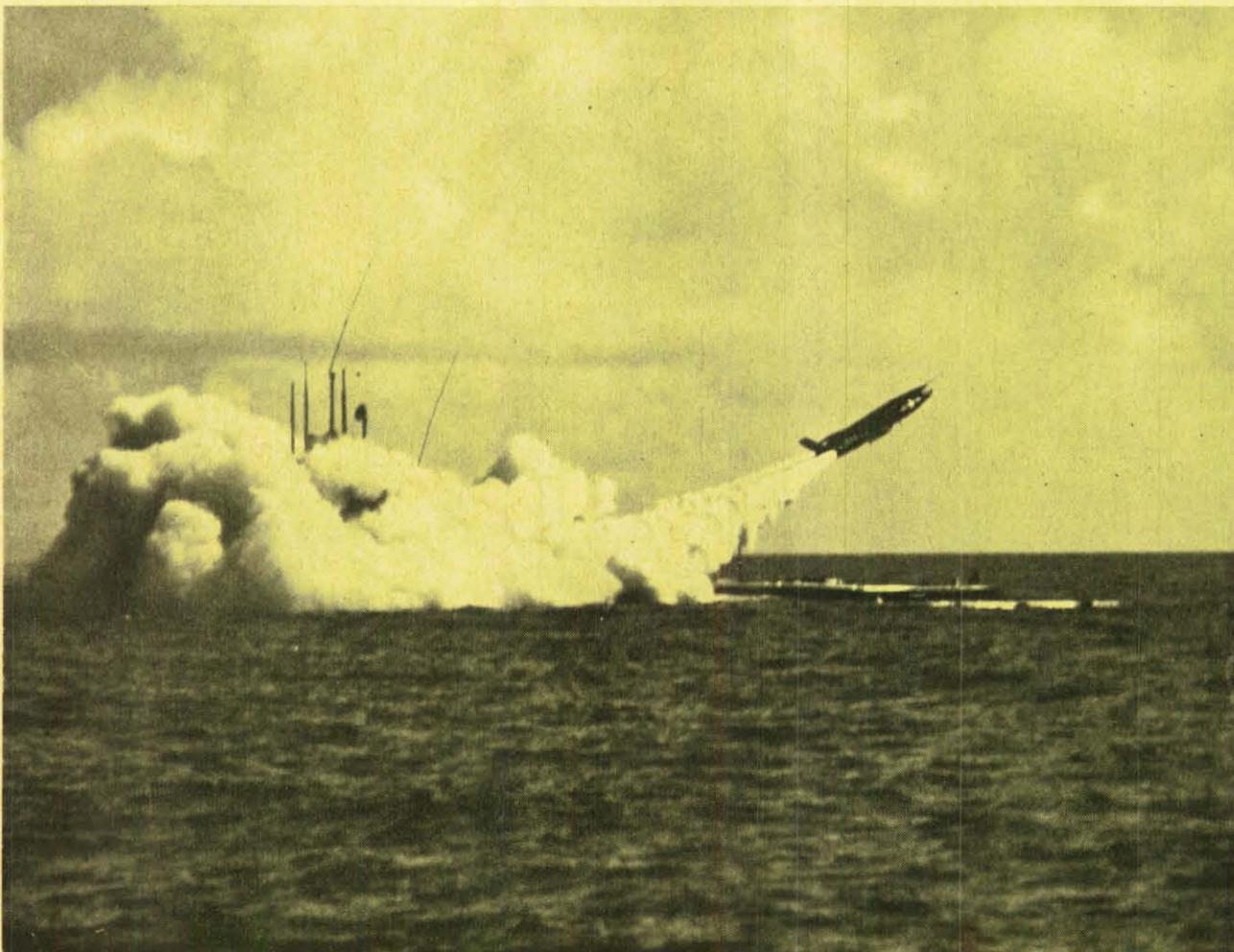
**Nach Wernher von Brauns Rezept zeigt
Walt Disney: Die Landung auf dem Mars**



Das überschallschnelle U-Boot-Lenkgeschöß Regulus II wird jetzt in die Verbände der amerikanischen Marine eingeführt. Das Bild zeigt einen Versuchsstart auf dem Flug-erprobungsgelände in Edwards, Kalifornien. Auch beim Start von dem schmalen Deck eines U-Bootes wird die unter dem Lenk-Geschöß hängende Hilfsrakete verwendet.



Das U-Boot bei der Waffenübernahme. Die von Chance Vought gebaute Regulus I ist die erste Fernlenkwaffe, die zum Abschuß vom Deck eines U-Bootes aus geeignet war. Dieser von einem Strahltriebwerk angetriebene sogenannte aerodynamische Bomber kann einen Atomgefechtsskopf tragen und erreicht eine Geschwindigkeit von 960 km/h.



Raketenabschubbasis U-Boot. Eine Fernrakete des Typs Regulus I beim Start von einem U-Boot. Diese Waffe wurde entwickelt, um von Schiffen, Tauchbooten und Abschubbasen an der Küste abgeschossen zu werden. Sie eignet sich besonders für den kombinierten Einsatz mit Luft- und Landstreitkräften bei Landungsoperationen.

Alarm am

Nachdem die „Nautilus“, das erste von Atomkraft getriebene Unterseeboot der Welt, schon im Sommer 1957 bis auf 180 Seemeilen unter der Eisdecke der Arktis bis an den Nordpol vorgestoßen war, gelang es am 10. August 1958 die Polkappe gänzlich zu unterwandern. Zwei Tage später vollbrachte die „Skate“ die gleiche Leistung. Präsident Eisenhower erklärte, daß durch diese Pioniertaten der Handelsschiffahrt neue Wege erschlossen würden. Durch Tauchfahrt unter den Pol würde sich für Unterwasser-Frachtboote beispielsweise der Seeweg zwischen Tokio und London von 18 000 km auf 10 000 km verkürzen. — Auch der Strategie werden damit neue Möglichkeiten gewiesen. Gemeinsam mit den Verbänden der amerikanischen Luftwaffe sollen einzeln operierende Atom-U-Boote, deren Lenkwaffen Atomköpfe tragen können, einen Angreifer abschrecken und ungleich stärker zurückschlagen.

Augenblicklich wird ein Teil der amerikanischen Flotte auf Atomtrieb umgestellt. Von den ersten theoretischen Arbeiten bis zum einsatzreifen Atomtriebwerk für U-Boote vergingen 4½ Jahre. Schon wenige Monate später konnte die Nautilus, das erste atomgetriebene U-Boot der Welt, ihre Jungfernfahrt antreten. Inzwischen sind sechs weitere mit Atomtriebwerken ausgestattete U-Boote vom Stapel gelaufen und bereits in Dienst gestellt worden. Daneben wird noch an Atomtriebwerken für einen Lenkwaffen-Kreuzer, einen Flugzeugträger und eine Fregatte gearbeitet. Diese Schiffe sollen bis 1960 fertiggestellt sein. Das Ziel ist die Konstruktion von Triebwerken,

die in einem eventuellen Krieg während der gesamten Kriegsdauer ununterbrochen benutzt werden könnten, ohne daß die Schiffe je „betankt“ werden müssen.

Die Vereinigten Staaten unternehmen zur Zeit große Anstrengungen, um ihre zahlenmäßige Unterlegenheit auf dem Gebiet des U-Boot-Baues gegenüber der Sowjetunion, die ungefähr sechsmal so viele Tauchboote besitzt, durch höhere Qualität und technische Vollkommenheit auszugleichen. Eine solche Flotte könnte unabhängig vom Nachschub durch Tanker operieren. Der gesamte Treibstoffbedarf könnte in einigen großen Gebäuden untergebracht werden. Er verdirbt nicht und ist nicht radioaktiv.

U-Boote als Defensivwaffe

Wie aus einem Presseinterview des US-Konteradmirals Hyman G. Rickover hervorgeht, ist der Bau von zwei verschiedenen Atom-U-Boots-Typen geplant. Es handelt sich dabei einmal um einen U-Boot-Jäger, der hauptsächlich zur Bekämpfung feindlicher Tauchboote eingesetzt werden soll; zum anderen um eine Offensiv-Ausführung, die auch als Vergeltungswaffe geplant ist. Bewaffnet werden die U-Boot-Jäger mit einem völlig neuen Abwehrgerät, das den Völliten unter der Bezeichnung SUBROC (SUBmarine ROcket, das heißt: U-Boots-Rakete) bekannt ist. Die Wichtigkeit, die von der amerikanischen Marine dieser Waffe beigemessen wird, geht aus der Höhe des Auftrages hervor, der mit 6,5 Millionen Dollar kürzlich an die Goodyear Corp. in Akron, Ohio, vergeben wurde. Die SUBROC ist ein raketengetriebener Wurfkörper, der von einem getauchten U-Boot aus abgefeuert wird. Nach dem Abschuß steigt die Rakete zur Oberfläche des

Nordpol

Atom-U-Boote mit Fernlenkwaffen auf Kreuzfahrt unter dem Polareis

Wassers auf und legt in der Luft den größten Teil ihrer Anlaufstrecke zurück. Erst kurz vor dem Ziel taucht sie wieder ins Wasser ein, um dort den Feind zu vernichten.

Die Hauptschwierigkeit liegt bei diesem Projekt darin, ein Unterwasser-Schallortungsgerät zu entwickeln, das eine genaue Positionsermittlung des getauchten Feindbootes ermöglicht. Die U-Boot-Jäger galten schon im letzten Kriege als die beste Abwehr gegen feindliche Tauchboote. Dies wird durch die Tatsache erhärtet, daß während des zweiten Weltkrieges 65 U-Boote der Achsenmächte (Deutschland, Italien, Japan) von alliierten U-Boot-Jägern vernichtet wurden. Diese Boote waren noch mit Dieselmotoren ausgerüstet und konnten nur beschränkt unter Wasser bleiben. Den jetzt in Amerika gebauten modernen U-Boot-Jägern ist nur eine Grenze gesetzt — das menschliche Leistungsvermögen.

U-Boot-Kreuzer unter der Poleiskappe

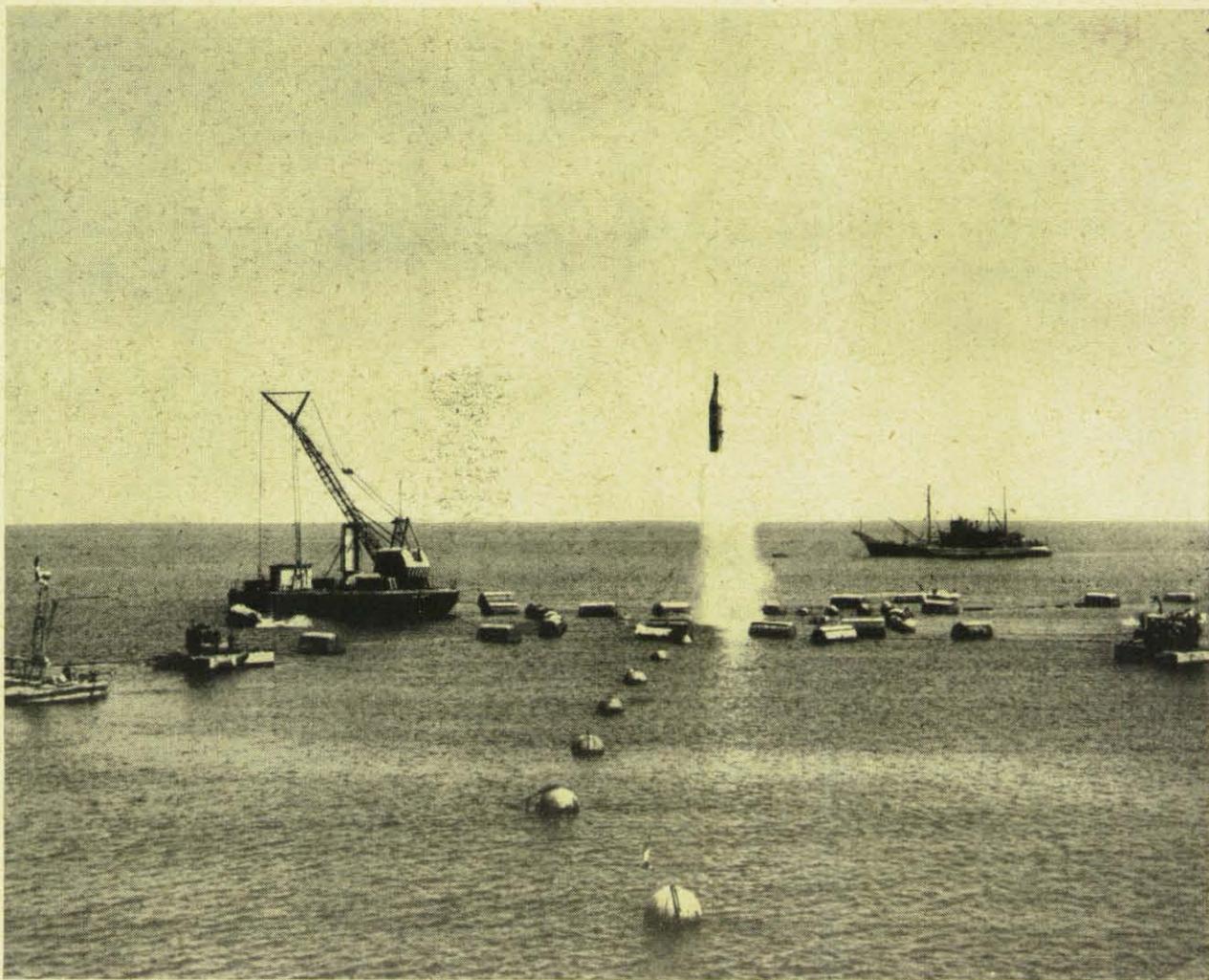
Die als Angriffswaffe entworfenen Lenkwaffen-U-Boote rüstet man mit sechzehn Feststoffraketen des Typs Polaris aus, die von den Lockheed-Flugzeugwerken gebaut werden. Diese neuartige Rakete wird mit Preßluft aus dem Bootskörper hinausgeschossen und steigt, ebenfalls mittels Druckluft, bis über die Oberfläche des Wassers. Erst hier wird der eigentliche Raketen-Treibsatz gezündet. Ein auf Trägheitsnavigation beruhendes Zielverfahren steuert die Rakete dann völlig automatisch ins Ziel.

Eine große Anzahl so ausgerüsteter Boote wird ständig in See stehen oder getaucht in der Tiefe des Meeres auf den Einsatzbefehl warten. Ganze U-Boot-Geschwader werden, geschützt von U-Jägern, unter der Eiskappe des Pols stationiert sein, um von hier aus in schnellster „Marschfahrt“ in ihr Einsatz-Planquadrat zu gelangen. Sie stellen eine fast unangreifbare „Fleet in Being“ dar, eine Bereitschaftsflotte, die allein durch ihr Vorhandensein einen eventuellen Gegner abschrecken soll.

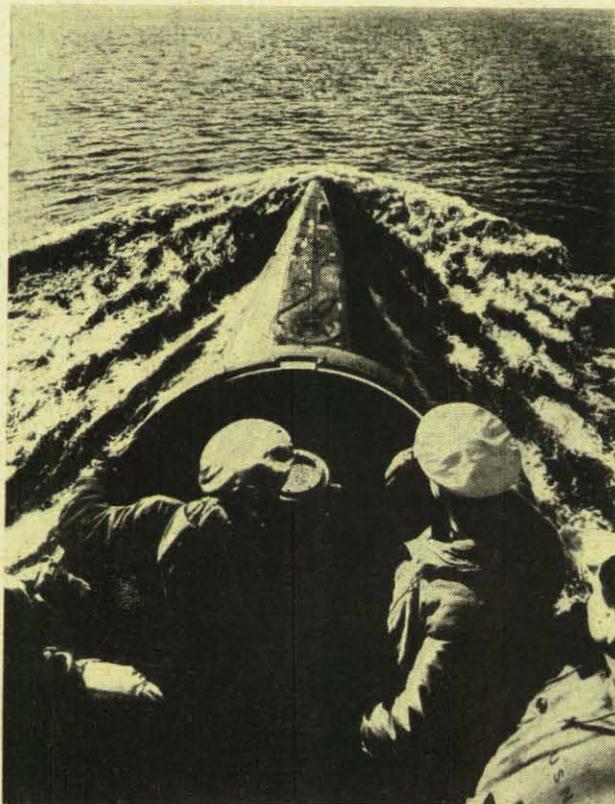
Sogar wenn ein Angreifer es in einem Kriegsfall fertigbrächte, Interkontinental-Raketen oder andere Geschosse über Amerika detonieren zu lassen oder sogar das Land zu zerstören, müßte er damit rechnen, selbst auch der völligen Zerstörung preisgegeben zu sein. Denn gegen unter dem Polareis versteckte Atom-U-Boote und ihre Mittelstreckengeschosse, deren Streuung im Verhältnis zu der beträchtlichen Reichweite von 2500 bis 3200 km sehr gering ist, gibt es noch keine vollwirksame Abwehr!

Die Sowjets könnten zum Beispiel die Raketen-Abschubbasen und die Luftstützpunkte auf dem Festland der USA oder auch in anderen Ländern

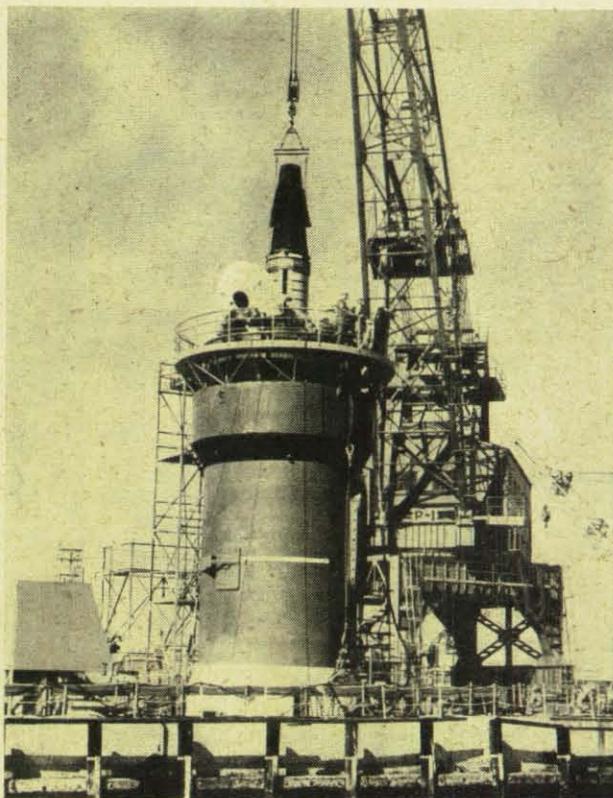
Fortsetzung Seite 20



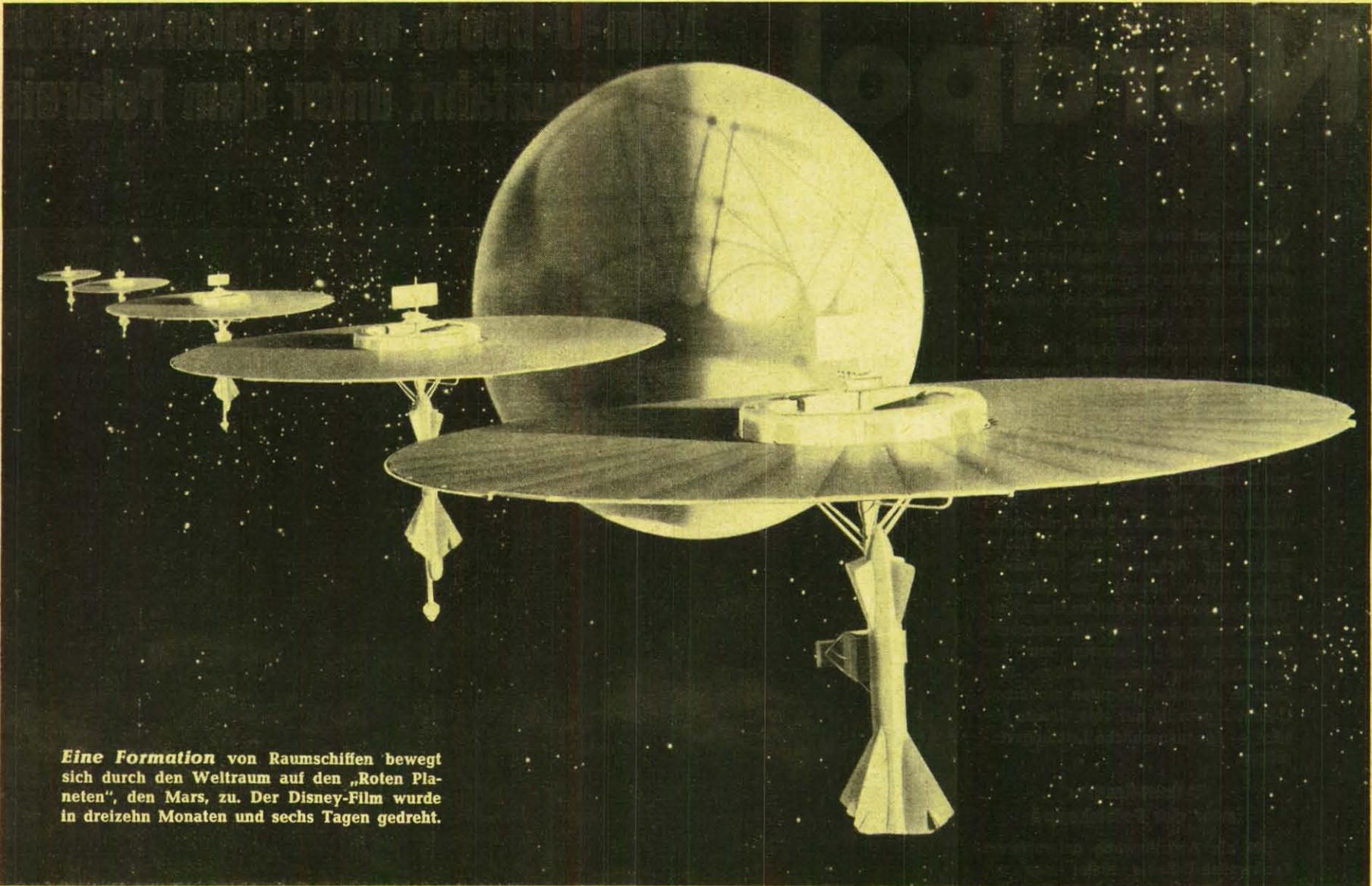
Preßluftstart einer Lockheed-Polaris. Dieses mit einem Feststoff-Raketentreibsatz ausgerüstete Geschöß hat eine Reichweite von 3200 km und kann einen Atomgefechtsskopf tragen. Gelenkt wird die Rakete nach dem Prinzip der Trägheitsnavigation erst, wenn sie sich über die Oberfläche des Wassers erhoben hat. Unser Bild zeigt einen Abschub im Rahmen eines Versuchsprogramms, das augenblicklich in der Nähe von St. Clemente, vor der Küste Kaliforniens stattfindet. Nach Angaben hoher amerikanischer Marineoffiziere verlaufen die Versuche äußerst erfolgreich, so daß die Einführung dieses Geschosses in die Atom-U-Boot-Verbände 1960 erfolgen kann.



Amerikas kleinstes Atom-U-Boot ist die rund 80 m lange „Skate“. Während einer Probefahrt im März legte sie eine 3161 Meilen lange Strecke in 8 1/2 Tagen zurück, davon 176 Stunden in Tauchfahrt. Neben diesem Rekord für Tauchboote hält die „Skate“ nun auch den zweiten Platz auf der Liste der Nordpol-U-Boote.



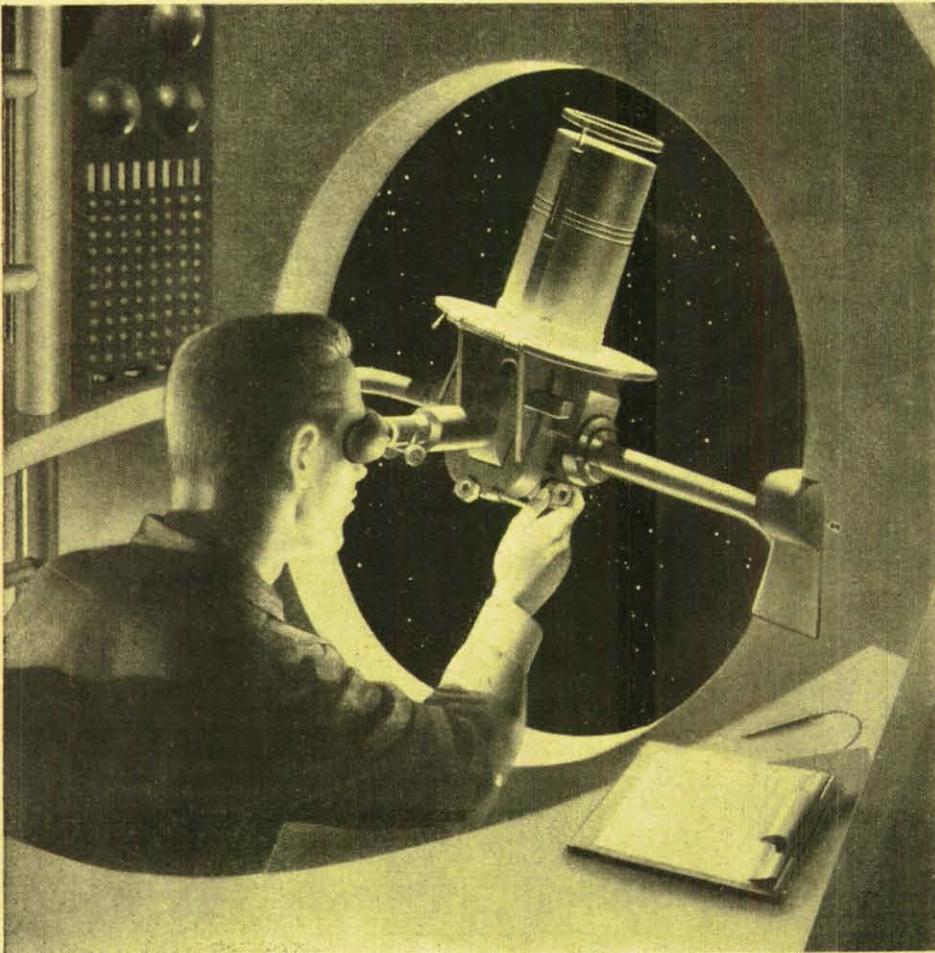
Die ersten Startversuche der Mittelstreckenrakete Polaris fanden in dieser Röhre statt. Dabei wird die Röhre mitsamt der Rakete ins Wasser versenkt, um die Wirkungsweise des Preßluftantriebs für die Unterwasserlaufperiode zu erforschen. Die Versuche finden auf dem Marine-Erprobungszentrum St. Clemente statt.



Eine Formation von Raumschiffen bewegt sich durch den Weltraum auf den „Roten Planeten“, den Mars, zu. Der Disney-Film wurde in dreizehn Monaten und sechs Tagen gedreht.

Nach Wernher von Brauns
Rezept zeigt Walt Disney:

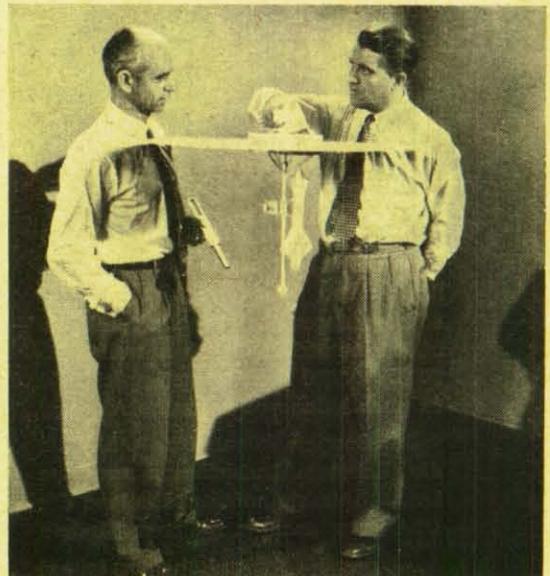
Die Landung auf

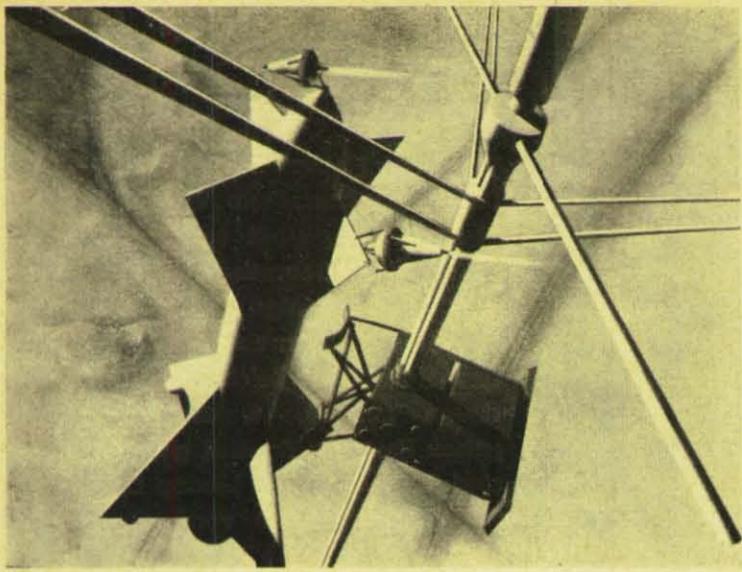


„Wissen Sie, was das Hauptproblem bei der Produktion utopischer Filme ist?“ fragte uns Walt Disney. „Nun, daß sie oft kaum ein paar Monate Utopie bleiben und so schnell von den Tatsachen eingeholt werden, daß sie bereits nach kurzer Zeit überholt und lächerlich wirken. Unser Film ‚Mars and beyond‘ wird wenigstens nicht vor ein paar Jahren überholt sein. — Übrigens legten wir größten Wert auf authentische Berichterstattung. Da wir aber heute unmöglich fotografieren können, was wir morgen erst sehen werden, müssen wir wissenschaftliche Kapazitäten zu Rate ziehen.“ Dieser Tatsache ist es auch zu verdanken, daß dieser neue „Zukunftsfilm“ wirklich mehr als eine bloße Utopie ist.

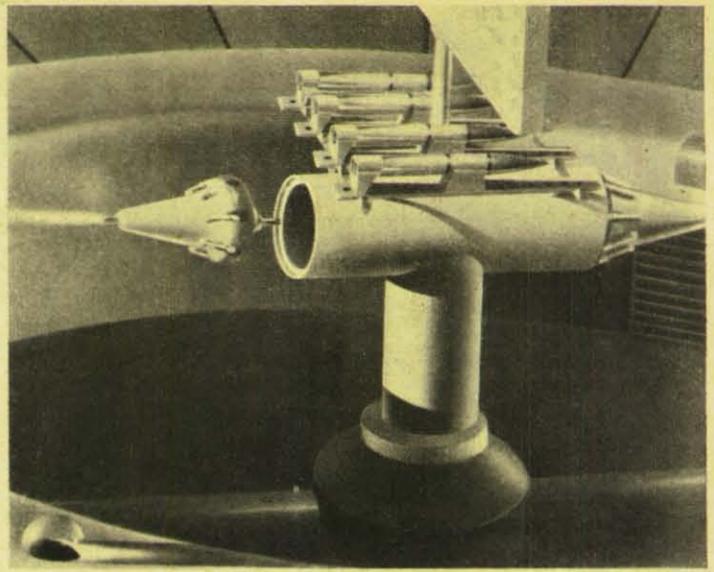
◀ **Sieben Monate** lang beobachteten die Besatzungsmitglieder des auf der Fahrt zum Mars befindlichen Raumschiffes mit besonderen Instrumenten, wie die Erde um die Sonne kreist. So stellt es der neue Walt-Disney-Film dar, dessen Titel heißt: Vor und hinter dem Mars.

▶ **Dr. Wernher v. Braun** und Dr. Ernst Stuhlinger, zwei leitende Wissenschaftler im amerikanischen Raketenentwicklungszentrum, waren die technischen Berater bei diesem Film, der die Landung auf dem Mars vorausschauend schildert. Hier wird das Modell eines atomar-elektronisch betriebenen Raumschiffes gezeigt, mit dem vielleicht später wirklich einmal die Reise zum Mars durchgeführt wird.

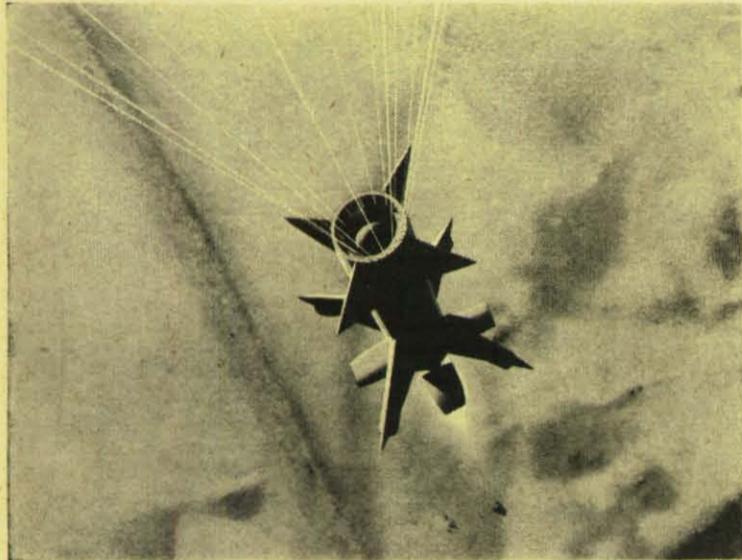




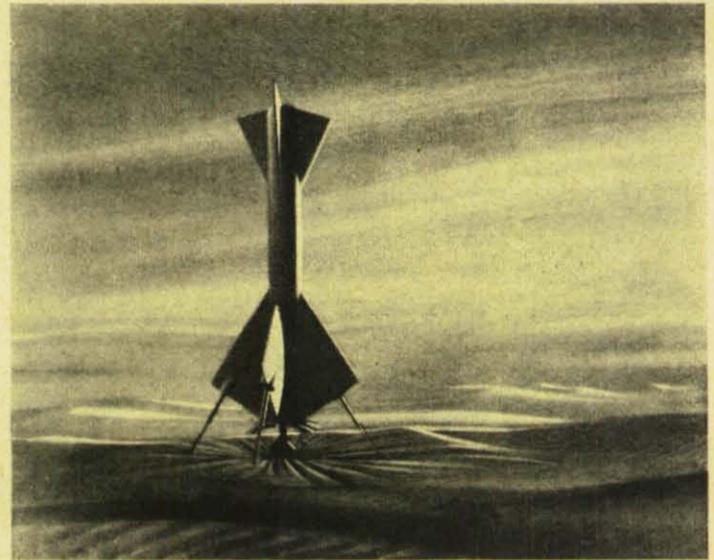
◀ **Raumfahrer** in kleinen Raketen, die zu Arbeitszwecken außerhalb des Mutterschiffes verwendet werden, lösen die Landungsrakete vom Raumschiff, wenn sich dieses etwa 1000 Kilometer von der Oberfläche des Mars entfernt befindet. Dann beginnt der erste, gefährliche und spannende Versuch, bei dem die Landungsrakete zum Fallen gebracht wird.



▶ **Die Landungsrakete** ist für ihren Fall zum Mars vorbereitet worden. Nun kehren die kleinen Arbeitsraketen in tunnellörmige Behälter auf dem oberen Teil des Schiffes zurück.

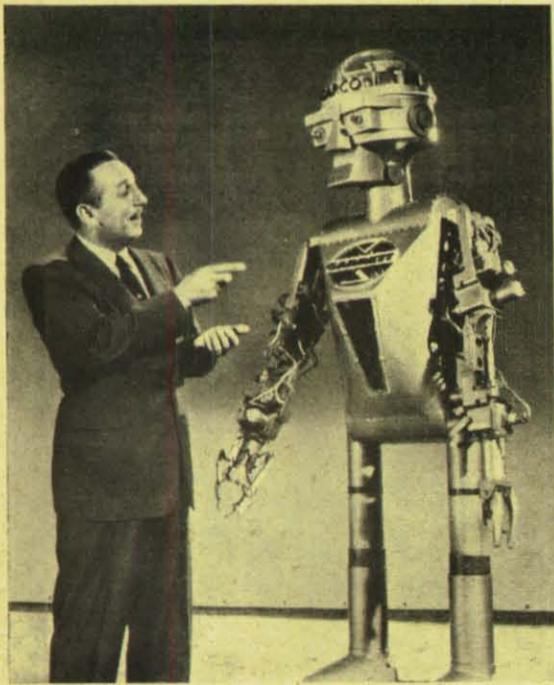


◀ **Ein Schirm** brems den Fall der Landungsrakete auf den Mars. Die Anziehungskraft des Planeten auf das Landungsfahrzeug wird wenig später noch durch Raketensätze an seinem Kopf abgeschwächt, die der Fallrichtung entgegenwirken und die Geschwindigkeit beträchtlich bremsen. (Vergleiche auch unser gezeichnetes Titelbild.)



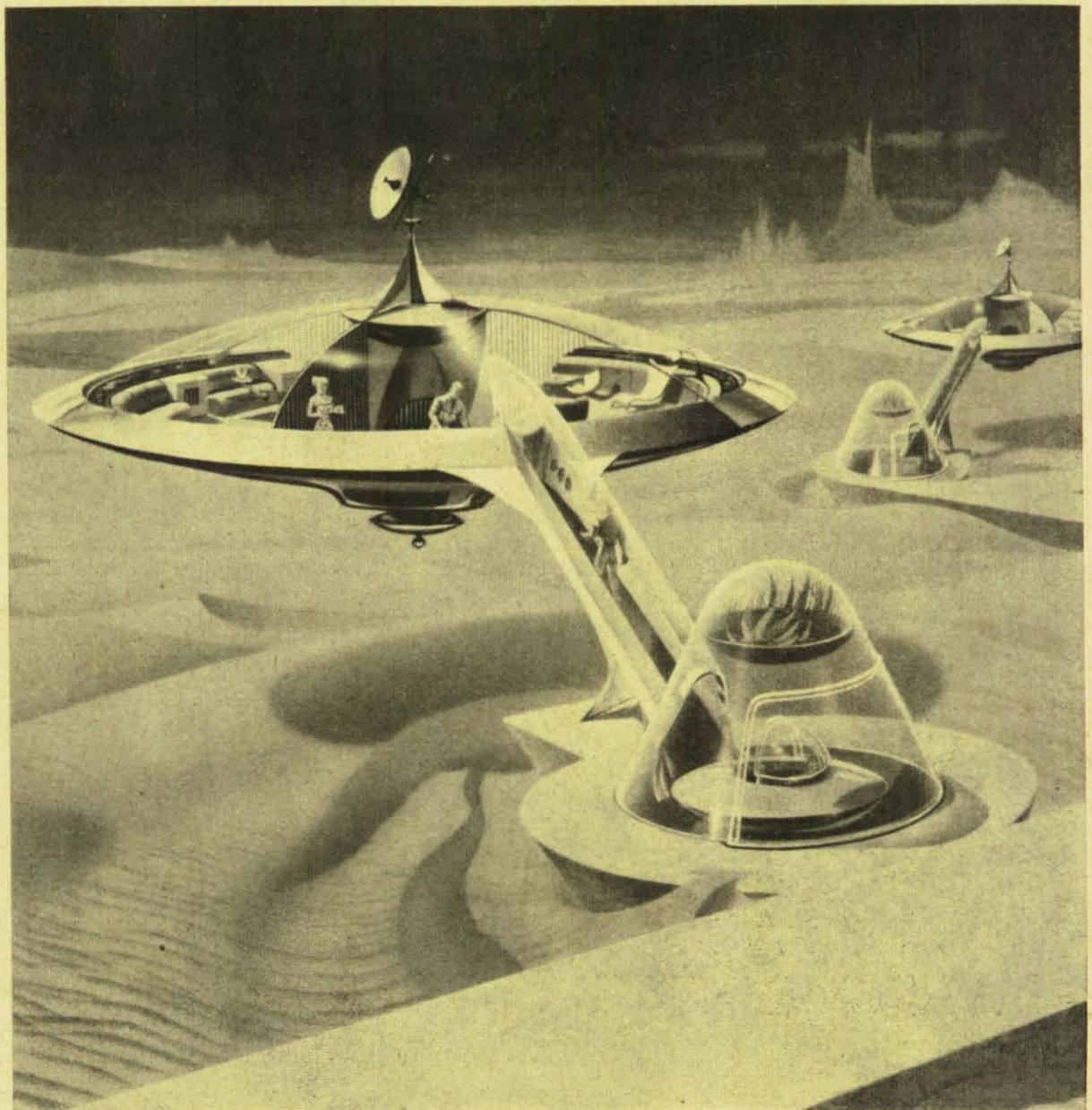
▶ **Eine Sandwüste** ist in dem Walt-Disney-Film „Mars and beyond“ die Oberfläche des Planeten, in der seine Landungsfahrzeuge senkrecht ankommen.

dem Mars

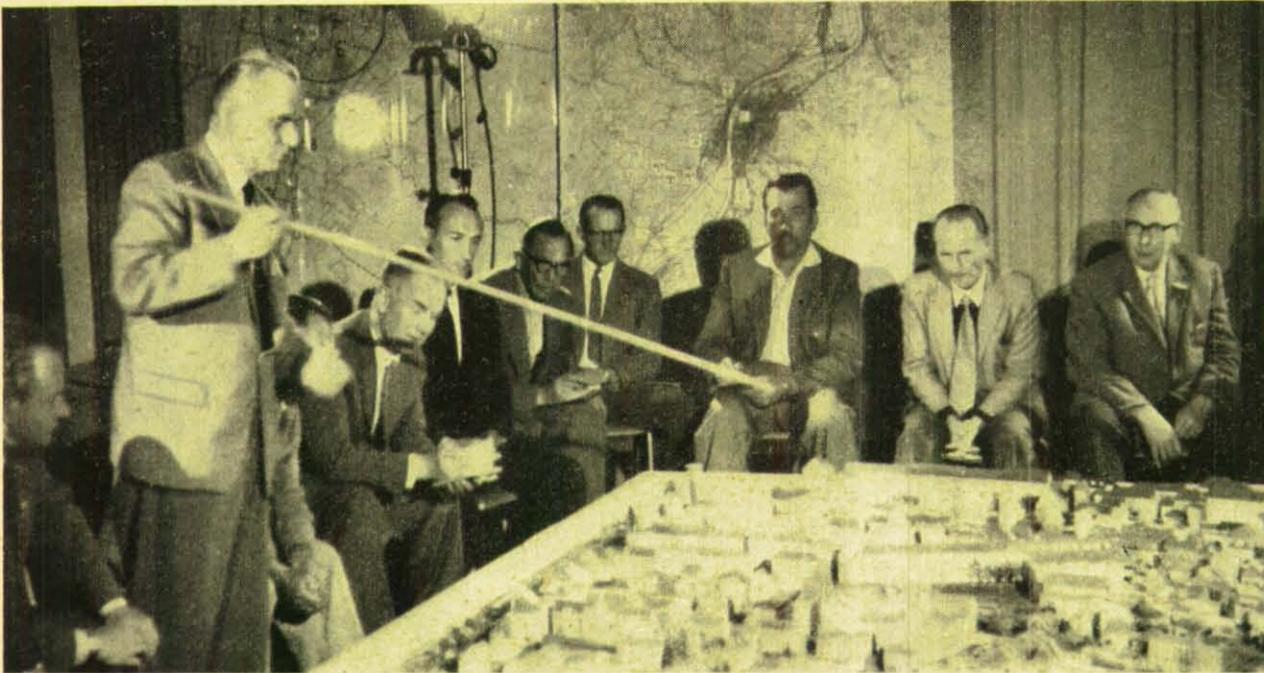


Der Roboter „Garco“ fachsimpelt hier mit seinem Schöpfer Walt Disney. In einer Fernsehsendung antwortete der Maschinenmensch sehr präzise auf Fragen, die ihm über den Mars-Film gestellt wurden. Immerhin eine beachtliche Leistung!

▶ **Fliegende Untertassen** sind die Fahrzeuge der auf dem Mars lebenden „Erdbewohner“. Von der „Garage“ aus gelangen die Menschen in ihr druckfestes, mit allem irdischen Komfort ausgestattetes Haus. Dieser Film ist fachlich ernsthaft fundiert.



Ein Thema, das uns



Auf dem Planspieltisch in der Bundesluftschuttschule Waldbröl ist eine Modellstadt aufgebaut. Sie spielt im theoretischen Unterricht eine wichtige Rolle. Mit ihrer Hilfe können sich die Lehrgangsteilnehmer leicht ein Bild davon machen, welche Aufgaben ihnen im Ernstfall gestellt sind und wie ihre Lösung taktisch und praktisch vorbereitet werden soll. Diese interessante Lehrstunde ließen sich die Männer von „Hier und Heute“ für das Fernsehen nicht entgehen.



Der aktuelle Anlaß war eine Art Jubiläum. Seit zwei Jahren werden jetzt in den Schulen des BLSV — in der Bundesluftschuttschule Waldbröl, in neun Landesluftschuttschulen, sieben fahrbaren Luftschuttschulen und in etwa hundert örtlichen Ausbildungsstätten — freiwillige Helfer für den Zivilen Bevölkerungsschutz ausgebildet. In dieser Zeit haben rund eine Million Menschen eine Luftschuttschulung erfahren.

Diese Tatsache hat das Fernsehen bestimmt, das Thema Luftschutz in seiner westdeutschen Regionalsendung „Hier und Heute“ einmal auf dem Wege über den Bildschirm vor die breiteste Öffentlichkeit zu stellen.

Dabei waren zwei Aufgaben zu lösen. Einmal sollte gezeigt werden, wie die Lehrgangsteilnehmer mit Hilfe moderner Lehrmittel in selbstschuttmäßigem Verhalten geschult und unterwiesen werden. Das besorgte ein Kurzfilm, der in Waldbröl gedreht wurde. Ein sechsköpfiger Aufnahmestab verwandte fast einen ganzen Arbeitstag darauf, denn so leicht und so schnell läßt sich das Wesentliche nicht in Bild und Ton fassen. — Eine besonders schwierige Aufgabe war es für den Mann an der Kamera, in der Enge eines Schutzraumes vom Typ A zu arbeiten, dessen Wände, Türen und Filteranlagen der Hiroshimabombe standgehalten hätten.

Zum anderen mußten die Fragen, die ein Laie zum Thema Luftschutz zu stel-

◀ **Vorbereitung.** Ehe eine Szene gedreht wird, müssen alle Beteiligten wissen, um was es hier geht, auch der Kameramann. Dann kann die Übung ablaufen.



Alf, der Rettungshund, scheint genau im Bilde zu sein und zu wissen, daß er der Held der nächsten Szene sein wird. Er wartet nur noch „Herrchens“ Stichwort ab: „Hilf...“



Das Stichwort ist gefallen. Der große schöne Schäferhund nimmt Witterung. Dann saust er los, der Kameramann hinterdrein — rücksichtslos über Gräben und Trümmer hinweg. Das kluge Tier arbeitet vollkommen selbständig und gibt keine Ruhe, bis es den „Verschütteten“ gefunden hat. Es ist erstaunlich, wie eifrig diese Hunde bei der Sache sind.



Am Ziel! Der „Verschüttete“ kann geborgen werden. Alfs feine Nase hat es geschafft. Unter diesen Trümmern liegt der zu Bergende.

alle angeht — Das deutsche Fernsehen fragt:

Ist Luftschutz wieder aktuell?

Die Kameramänner von „Hier und Heute“ besuchten die Bundesluftschuttschule — „Die Sache ist es wert, daß man einmal darüber nachdenkt“



Wichtig ist die Ausbildung der Helfer an Strahlennachweis- und -meßgeräten. Die Fernsehleute interessierten sich besonders für die Lautstärke beim Ticken der Geigerzähler. Schulleiter Meyer (rechts) trägt in der Hand ein radioaktiv strahlendes Präparat. Gleich, wenn gefilmt wird, tritt auch der Tonmeister mit dem Aufnahmegerät in Aktion.

len hat, besprochen und beantwortet werden. Dazu setzte sich Fernsehredakteur Erasmy mit drei Herren des Bundesluftschutzverbandes an den runden Tisch. Das Gespräch begann genau so, wie die meisten Gespräche dieser Art beginnen: „Hat der Luftschutz heute, im Zeitalter der Atombombe, überhaupt noch einen Sinn?“, erkundigte sich Herr Erasmy, und dann warf

er im Laufe der folgenden Minuten fast alle Einwände in die Debatte, denen jeder, der vom Luftschutz spricht, im allgemeinen und im besonderen immer wieder begegnet. Und die Luftschutzfachleute standen ihm und damit der Öffentlichkeit Rede und Antwort. Denn: „Die Sache ist es wert, daß man darüber nachdenkt.“ Das war für Erasmy das Resümee der Sendung.

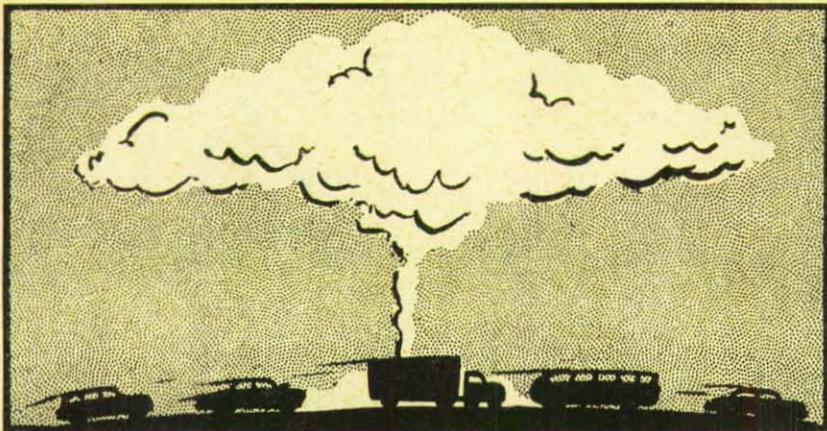
So ein Kameramann hat's nicht immer leicht. Heinz Töter gehört zu den 32 Filmännern, die für „Hier und Heute“ ständig unterwegs sind. An dem Aufnahmetag in Waldbröl vergoß er manchen Tropfen Schweiß. Daran war weniger die sommerliche Wärme schuld, als die Hitze des Feuers, das während einer Brandschutzübung angesteckt wurde. Aber Töter blieb der „Handlung“, die Kamera im Arm, das Auge am Sucher, dicht auf den Fersen und fand sich humorvoll mit dem Unabänderlichen ab.

Auf dem Fernsehschirm einige Tage später: der Film rollt ab. Dazu stehen drei Experten des Bundesluftschutzverbandes dem Fernsehredakteur Erasmy über das Thema Ziviler Bevölkerungsschutz Rede und Antwort. Die Gespräche am runden Tisch erklären und ergänzen den Streifen. Über baulichen Luftschutz sprach Referatsleiter Dipl.-Ing. Oehme, über Ausbildungsfragen Herr Mackle und zum Für und Wider in Luftschutzfragen des Atomzeitalters Referatsleiter Dr. Lennartz (im Bild links).

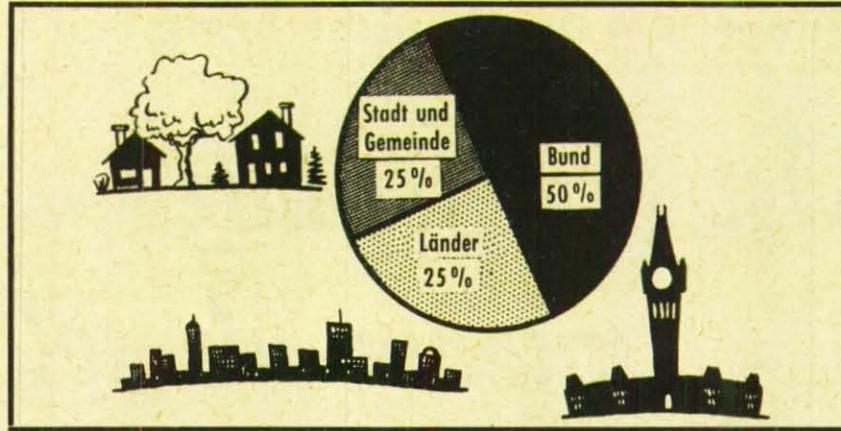


Kostümwechsel! Heinz Töter kann die Drillichhose wieder ausziehen, die er sich vor Beginn der Aufnahme im Übungsgelände geborgt hatte. Währenddessen betreut sein Assistent mit aller Sorgfalt die kostbare Kamera. Zu dem Aufnahmeteam gehören außerdem noch ein Reporter, Tonmeister, Beleuchter und der Fahrer des Aufnahmewagens.





„Für den Ernstfall gerüstet sein“, das ist das Ziel des kanadischen Zivilschutzes. Auf dem Gedanken der Selbsthilfe aufbauend ist in Kanada eine Organisation entstanden, die unter dem Zeichen dauernder Bereitschaft für den Fall eines Krieges steht. Nach den Worten des stellvertretenden kanadischen Organisationsleiters G. S. Hatton ist die Notwendigkeit eines Zivilen Bevölkerungsschutzes so lange gegeben, bis eine allgemeine Abrüstung und damit Sicherheit und Frieden in der ganzen Welt gewährleistet wäre.



Die finanzielle Grundlage des kanadischen Zivilschutzes verdeutlicht diese Graphik. Je 25% der Gesamtkosten werden von den Bundesländern und den Städten aufgebracht. Die restlichen 50% werden vom Bund getragen. Nicht darin enthalten sind die Aufwendungen für das Radar-Warnnetz, Boden-Beobachtungs-Korps und die anderen eng mit dem Zivilschutz verbundenen Dienste. Trotz dieser tatkräftigen Unterstützung kann auf die private Initiative des einzelnen Bürgers in einem Ernstfall nicht verzichtet werden.

Kampf der Unwissenheit

Die Aufklärungsarbeit des kanadischen Zivilschutzes

Bereits in vielen Staaten gibt es so etwas wie einen „Knigge für Krieg und Frieden“. Es handelt sich dabei um kurze, aber wichtige Hinweise über Art und Umfang der möglichen Gefahren im Zeitalter atomarer Waffen und um die Maßnahmen, die jeder zu seinem eigenen Schutz ergreifen sollte. So hat auch der Zivile Bevölkerungsschutz in Kanada eine Broschüre veröffentlicht, die wir hier auszugsweise wiedergeben. Wegen der Verschiedenartigkeit der Probleme in Kanada und der Bundesrepublik erfolgt der Abdruck mit allem Vorbehalt.

„Die einzige absolute Sicherheit gegen den Abwurf einer Atombombe ist: dort zu sein, wohin sie nicht fällt“ ... So beginnt das erste Kapitel der kanadischen Broschüre. Daß dieser „absoluten“, aber doch recht zweifelhaften Sicherheit reale Schutzmaßnahmen vorzuziehen sind, sollte jedem einleuchten.

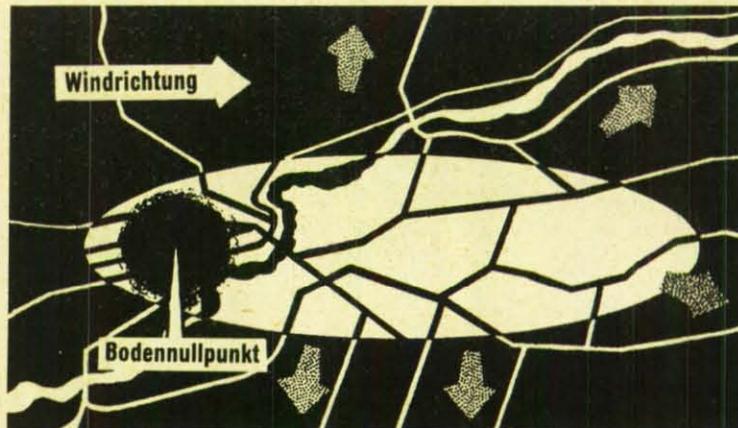
Wie in aller Welt kämpft man auch in Kanada gegen die Unwissenheit weiter Bevölkerungsschichten, die sich in einem etwaigen Atomkrieg rettungslos verloren glauben.

Dieser Haltung der Bevölkerung stellt sich der Zivile Bevölkerungsschutz entgegen, der durch eingehende Informationen, Presseveröffentlichungen, Rundfunksendungen usw. aufklärend wirkt und auf die Schutzmöglichkeiten in einem Atomkrieg hinweist.

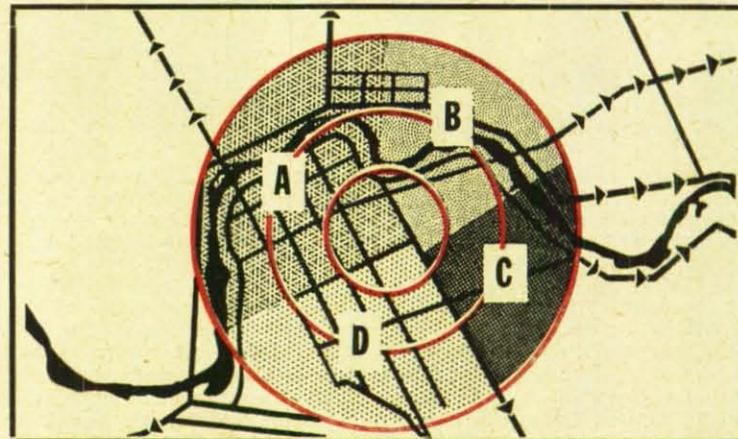
Die Geschichte des Bevölkerungs-

schutzes in Kanada begann mit dem Jahre 1948, als die kanadische Bundesregierung eine neue Abteilung innerhalb des Ministeriums für Nationale Verteidigung einrichtete.

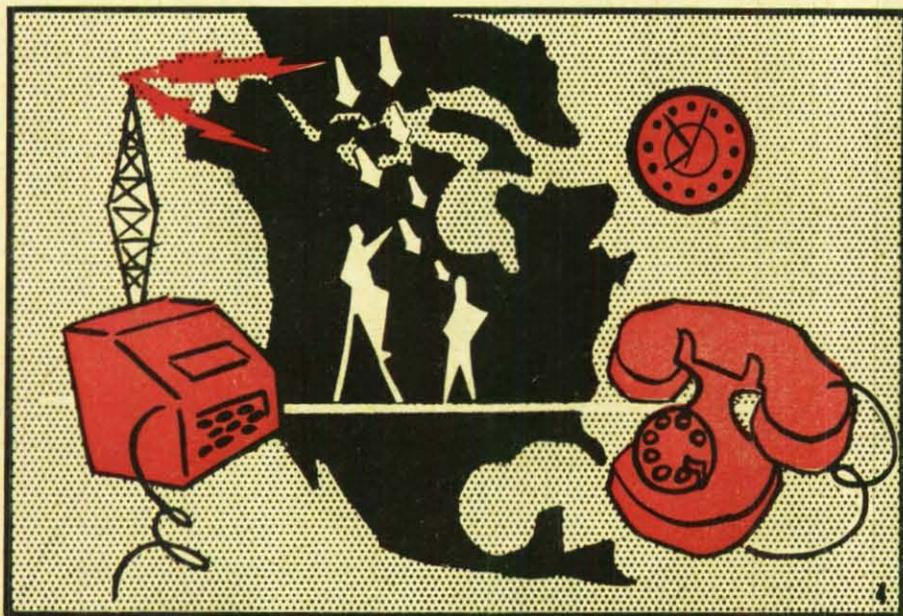
Hauptaufgabe sieht man in der Unterrichtung und Weiterbildung der vorhandenen Helfer. So wurden in der neubauten Schule für Zivilen Bevölkerungsschutz in Arnprior — ähnlich unserer Bundesluftschutzeschule in Waldbröl — bisher 7000 Menschen unterrichtet. Hörer sind hauptsächlich hohe Polizei- und Feuerwehrbeamte, Ärzte, Werkschutzpersonal usw., die in der Bundesschule für Zivilschutz ihr Fachwissen ergänzen und dann auf Länder- und Ortsebene weitergeben. Augenblicklich zählt der Zivilschutz in Kanada 72 000 hauptamtlich Angestellte (eingeschlossen Polizei und Feuerwehr) und 107 000 Freiwillige.



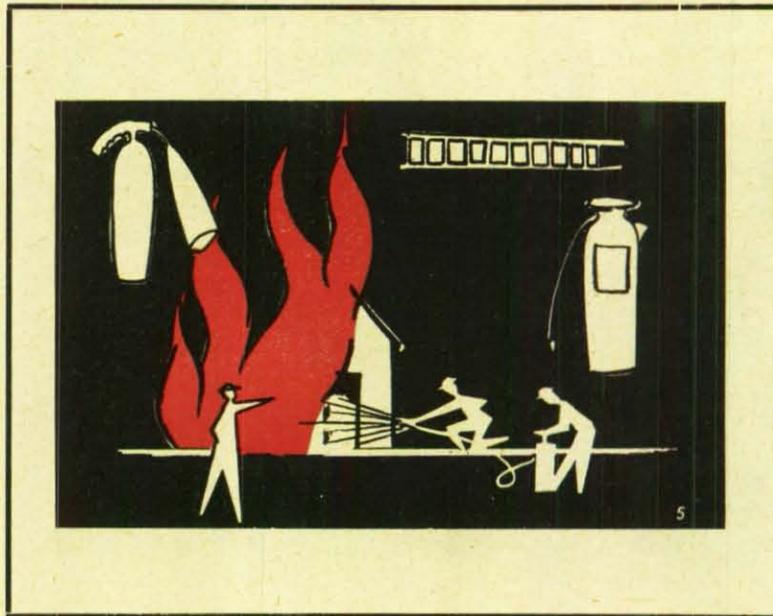
Lebenswichtig für die gesamte Bevölkerung ist die Einrichtung des Zivilschutzes. Nur für Menschen im Bodennullpunkt besteht besonders hohe Gefährdung. Doch ist innerhalb der großen Ellipse des Randgebietes sehr wohl ein Über- und Weiterleben möglich. Die Katastrophe von Hiroshima im August 1945 hätte viel von ihrem Schrecken verloren, wäre man auf die Bombe vorbereitet gewesen und hätte man die Bevölkerung alarmiert.



Evakuierungsplan einer Stadt. Phase A: Nach einer erfolgten Vorwarnung wird rund ein Drittel der Gesamtbevölkerung der Stadt in Ausweichgebiete evakuiert. Phase B: Das Stadtgebiet wird in Bezirke aufgeteilt, jeder mit einer eigenen Ausfallstraße. Phase C: Die in der Stadt Verbliebenen erhalten zusätzliche Verhaltensmaßregeln und Lageberichte. Phase D: Nach der Detonation werden sofort die Rettungsmaßnahmen eingeleitet.



Die Bundesländer sind Hauptträger der Organisation in der kanadischen Zivilschutzbewegung. Sie erhalten ihre Anweisungen zentral von der Bundesregierung und sind neben Unterrichtung und Information auch für die Warnung im Falle eines Angriffs selbst zuständig.



Jeder einzelne ist angesprochen, wenn es um die Erhaltung des Lebens geht. Alle finanzielle Unterstützung durch Bund und Länder wäre vergebens, wenn sie nicht durch aktive Mitarbeit der gesamten Bevölkerung ergänzt würde.



1

1 Auf einem der sieben Hügel der „Ewigen Stadt“ ist das Riesendenkmal auf unserem Foto zu finden. Zu Ehren des ersten Königs von Italien wurde es errichtet. Wer kennt das Denkmal?

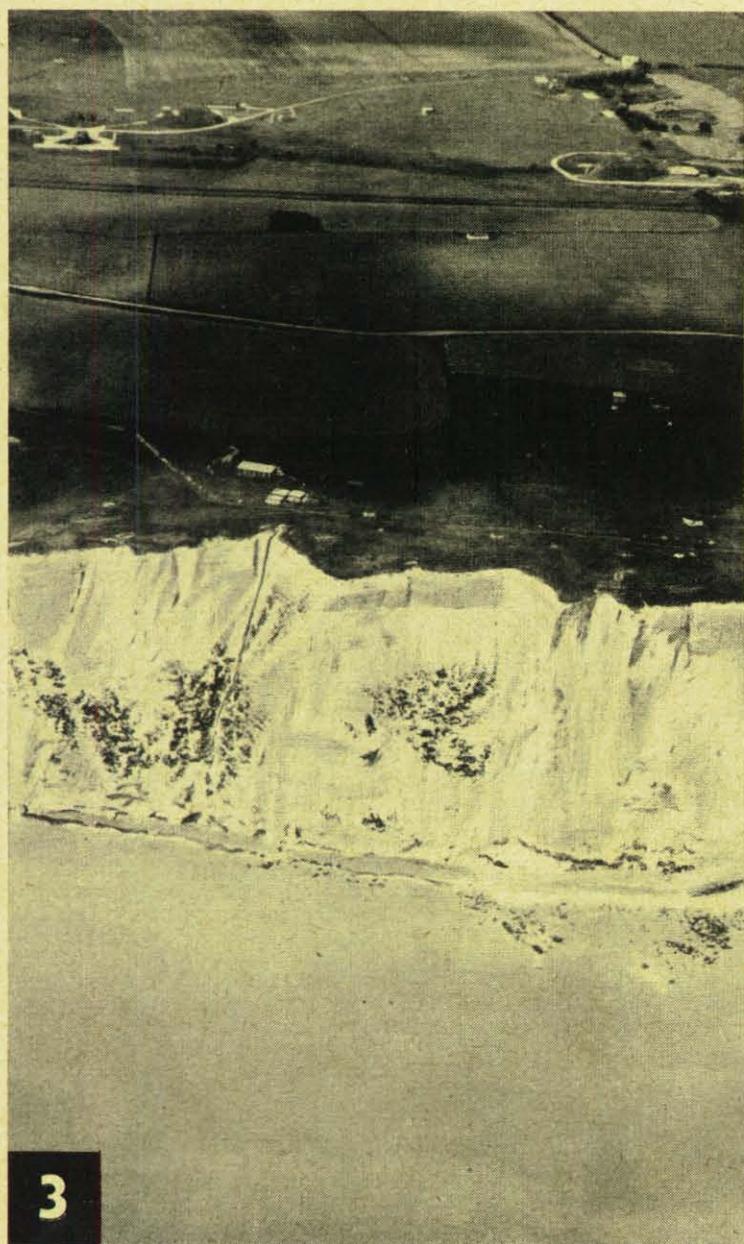
3 An der Küste Südeuropas trifft du auf die Kreideklippen unseres Fotos. Sie sind nach einer Hafenstadt benannt, die als Überfahrtsort nach Calais Bedeutung besitzt. Wie heißen sie?



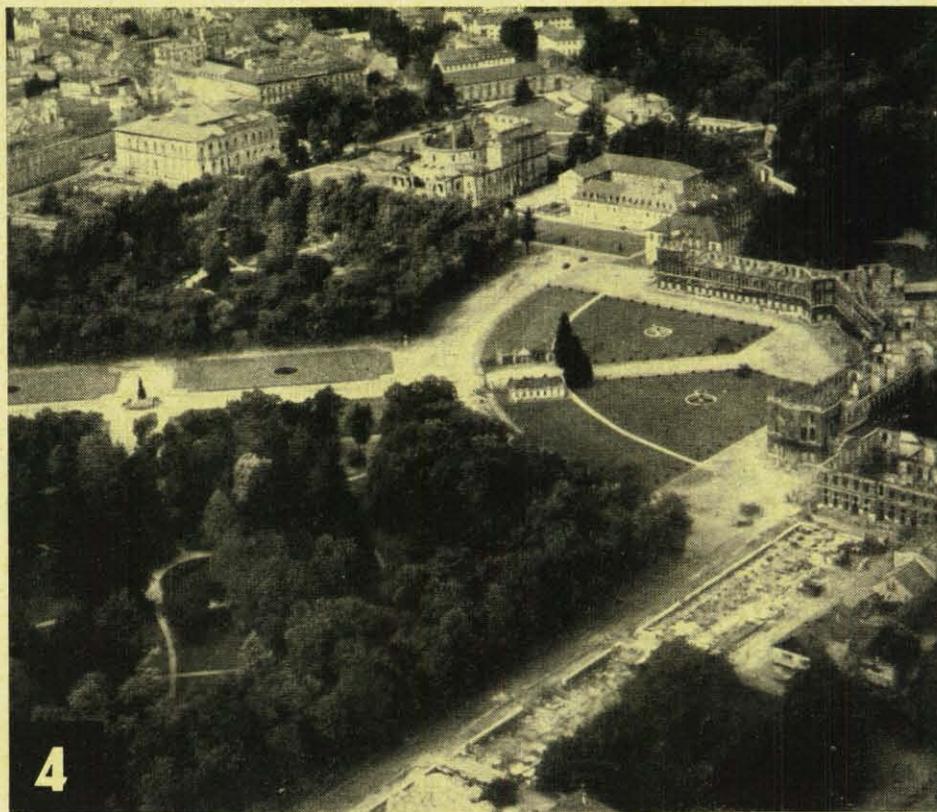
2

2 Im Jahre 1211 wurde mit dem Bau der herrlichen gotischen Kathedrale begonnen, die unser Foto zeigt. In der Krönungsstadt französischer Könige überragt sie alle Bauwerke. Wie heißt sie?

4 Fächerförmig vom Schloß ausgehend, entstand um 1715 die Hauptstadt der Markgrafen von Baden-Durlach, die heute der Sitz des Bundesgerichtshofes ist. Wer kommt auf den Namen dieser Stadt?



3



4

Aus der Vogelschau

ZB-FOTO-QUIZ

Auflösungen auf Seite 16

FRAU UNTER FREMDEN FRAUEN

Mit Wagemut und aufgeschlossenem Herzen durch die weite Welt
Abenteuer und Schicksale am Rande der Zeit - Von Marcella d'Arle

4. Fortsetzung

Prinzessin Aminah

Ich habe Prinz Fauas im Hause des Präsidenten der Syrischen Republik, Mohammed Ali Bey, kennengelernt. Er lud mich sofort zu seiner Frau ein. Es wurde in Damaskus viel über die große Schönheit der Prinzessin gesprochen, und ich nahm mit großer Freude an.

Die Syrierin aus hohen Kreisen geht immer noch verschleiert auf der Straße; und doch, wenn eine Frau schön ist, weiß es die ganze Stadt, obwohl kein Mann außer ihrem Gatten sich rühmen darf, ihr Gesicht gesehen zu haben. Schönheit aber ist wie eine Blume, die, wenn sie noch so verborgen blüht, durch ihren Duft anziehend wirkt.

Bevor ich den Harem der Prinzessin Aminah betrat, wußte ich genau, daß sie neunzehn Jahre alt war, daß sie eine herrliche Gestalt hatte, gerade, schlank und biegsam wie eine junge Palme, daß ihre Augen, eine große Seltenheit im Orient, hellblau waren. Ich wußte auch, daß sie, außer arabisch und persisch, perfekt französisch und gut englisch sprach, was keine Seltenheit im Orient ist.

Das Haus des Prinzen Fauas lag am linken Ufer des Barata, ganz in der Nähe vom Platz Merdjé; es war ein riesiges Viereck, ganz schmucklos, mit nackten, fensterlosen Mauern. Der Orient ist nämlich geizig mit seiner Schönheit, versteckt seine Frauen hinter Schleier und Maschlach, verbirgt seine blühenden Gärten hinter hohen, nackten Mauern. Kennt auch keinen Straßenschmuck, keine Fontänen, keine blumenleuchtenden Fenster. Nichts läßt von außen die Schönheit des Harems und der Salamliks ahnen, die die nackten, fensterlosen Mauern verstecken.

Vor dem Tor des Palastes geht der Abuab in prunkvoller roter, mit Gold bestickter Uniform auf und ab. Er begleitet mich ins Innere des Hauses. Prinz Fauas gilt nicht als sehr reich in Syrien, aber sein Salamlik scheint aus einem Märchenland zu stammen. Es ist ein breiter, von drei hohen Palmen beschatteter Hof, in dessen Mitte ein marmorner Springbrunnen singt. Die Türen der Zimmer, die dem Hausherrn, seinen Gästen, seinen Dienern gehören, öffnen sich in den mosaikbelegten Hof. Die Möbel sind von arabischer Einfachheit und Strenge; niedrige Sofas und perlmutterbeschlagene kleine Rauchtische, ein Gebetsteppich, das silberne Nargiléh. Das Radio ist kunst-

voll in einer Wandnische eingebaut, also kaum sichtbar.

Prinz Fauas kommt mir aus einem Zimmer entgegen, groß und schlank. Ich habe ihn immer europäisch angesehen; im ersten Augenblick erkenne ich ihn kaum in der weißen, rot umgürteten Galabia und mit der Kopfbedeckung der Beduinen, die aus einem weißen Tuch besteht, das zwei schwarze Bänder am Kopf festhalten.

„Meine Frau erwartet Sie schon.“ Er begleitet mich durch den Salamlik und klopft an einer eisenbeschlagenen Tür. Jetzt befinde ich mich im Herzen eines mohammedanischen Hauses, in seinem Heiligtum. Harem bedeutet auf arabisch heilige Stätte. Seit mehr als tausend Jahren arbeitet der Islam an der Gestaltung des Harems. Die ganze Phantasie, der Drang nach Schönheit, nach Harmonie, der bei uns Statuen geschaffen hat und Fontänen und Kirchen und Paläste, schuf im Orient nur die Moschee und den Harem, die zwei Heiligtümer. Es ist in beiden hochgezüchtete, schon an die letzte Grenze der Einfachheit gelangte, stilisierte Schönheit.

Auch der Harem, wie der Salamlik, ist ein großer Hof. Hierher öffnen sich die Zimmer der Damen des Hauses und ihrer Dienerinnen. Die Palmen sind hier von Rosen und Jasminsträuchern umrankt; der Springbrunnen, aus kostbarem rosa Marmor, wird von mehreren tiefen Sofas umringt. Alles ist breit, licht, duftend. Tiefe Arkaden, wie in den mittelalterlichen Klöstern, umgeben den Hof. Teheran- und Ismir-Tepiche bedecken den Mosaikboden, die mit Perlmutter beschlagenen Möbel leuchten ganz zart und die goldenen und silbernen Stickereien der Sofaüberwürfe und der vielen verstreuten Polster.

„Meine Frau.“ Ein kleines stolzes Beben in der sonst so beherrschten Stimme. Prinzessin Aminah ist wunderschön, die richtige Herrscherin dieser leuchtenden, verschlossenen Welt. Ihr weißes, tunikaähnliches Kleid verbirgt kaum den zarten, jungen Körper. Die Haare, in losen, leuchtenden Wellen, ringeln sich über die kleine Brust. Groß, dunkel, undurchdringlich sind die Augen über dem festen, beherrschten Gesicht.

Sie gibt mir eine sehr kleine, seit vielen, vielen Generationen faule Hand; dann aber, nach altarabischer Sitte, führt sie diese Hand zur Brust, zur Stirne, in dem schönen Gruß, der be-

In Galvan, dem Badestrand der Hafenstadt Bahia Blanca im südlichen Argentinien, gerät Marcella d'Arle zur Zeit der Ebbe in eine Wanderdüne. Der Sand unter ihren Füßen gibt nach, sie versinkt, zäher Schlamm saugt sie in die Tiefe. Der Strand ist menschenleer. Niemand hört darum ihre Hilferufe. Fast im letzten Augenblick — sie ist schon bis zum Halse eingesunken — taucht eine dicke, kleine Frau auf. Sie erkennt die Gefahr und holt Männer herbei, die Marcella mit Stricken und Leitern herausziehen. Erminia, so heißt Marcellas Retterin, ist eine tüchtige Schneiderin und treusorgende Mutter. Durch eine fast krankhafte Eßgier richtet sie sich jedoch systematisch zugrunde. Einer unerfüllten Jugendliebe wegen ist sie tief unglücklich. Daher sehnt sie sich nach dem Tode und tötet sich langsam, jeden Tag ein wenig, indem sie jederzeit über ihre Kräfte ißt. — In Syrien kommt Marcella d'Arle mit Prinzessin Aminah zusammen.

deutet: „Du bist in meinem Herzen, du bist größer als ich.“

Dann klatscht sie in die Hände, die Dienerinnen bringen Rosenwasser und Süßigkeiten, die stark nach Jasmin und Lilien riechen. Der Orient liebt Wohlgerüche.

„Auch der Prophet sagt es: ‚Drei schöne Dinge hat die Welt, das Gebet, die Frauen und die Wohlgerüche‘“, erklärt lächelnd Prinz Fauas. Er setzt sich nicht zu uns auf das seidenbedeckte Sofa neben dem Brunnen, er wandert durch den Hof, wirft ein Stück Brot dem stolzen weißen Pfau zu, spielt mit der Angorakatze, Aminahs undurchdringliche Augen verfolgen seine Bewegungen, während sie mit mir in fließendem Französisch spricht.

Plötzlich bleibt Prinz Fauas stehen und beginnt seinen Abey, den Mantel der Beduinen, anzuziehen.

„Du gehst fort?“ Ihre Stimme ist sehr ruhig, sehr freundlich; hinter ihren Pupillen erhebt sich, undurchdringlich, eine schwarze Mauer.

„Ja.“

Ein ganz kleines, irgendwie mit Spannung geladenes Schweigen. Auch die Dienerinnen sind ganz still, ganz reglos, als warteten sie auf irgend etwas.

„Gehst du... in die Wüste?“

Aber er antwortet nicht. Er beugt sich über meine Hand.

„Ich lasse dich doch in guter Gesellschaft.“

Die kleine, eisenbeschlagene Tür hatte sich hinter ihm geschlossen. Ganz ruhig, ganz beherrscht spricht Aminah zu mir. Sie war in Paris, sie ist eigentlich in Paris geboren, wo ihr Vater damals Gesandter war; sie spricht besser französisch als arabisch. Sie liebt Frankreich, ganz Europa liebt sie. Sie hofft, die Wintersaison in Paris verbringen zu können. Damaskus ist sehr traurig im Winter. Sie spricht leicht, ohne Stockungen, doch irgendwie spüre ich, daß ihre Gedanken nicht bei mir sind.

Und plötzlich unterbricht sie sich auch: „Entschuldigen Sie, ich habe den Dienerinnen einen Auftrag zu geben.“ Dann sagt sie arabisch zu einer der Dienerinnen: „Geh, ich will wissen, ob er sein Auto mitgenommen hat.“

„Aiaa.“ Das Mädchen hüllt sich in den schwarzen Maschlach, bedeckt das Gesicht mit dem dreifachen syrischen Schleier und verläßt den Harem.

„Ja, bis zu meinem zehnten Lebensjahr kannte ich nur Frankreich; es war sehr schwer für mich, meine Heimat zu lieben. Auch jetzt habe ich oft Heimweh nach Paris. Ich möchte gerne zurück. Aber mein Mann will Syrien nicht verlassen.“

„Geschäfte?“

„O nein... er hat einen Verwalter. Nein, nicht Geschäfte, Marcella Hanum, er hat...“ Noch nie waren ihre Augen so undurchdringlich, so dunkel. Ihr Gesicht hat überhaupt keinen Ausdruck, ist so leer und hoheitsvoll wie die goldene Maske einer ägyptischen Königin. „Er hat eine zweite Frau in der Wüste.“

Der Atem stockt mir einen Augenblick; es wäre aber sehr taktlos, es merken zu lassen. Warum sollte übrigens Prinz Fauas nicht zwei Frauen haben?

„Natürlich ist sie nur eine Beduinin, und früher oder später wird er sie verstoßen. Sie wissen, wie das ist, die zweite Frau ist gesellschaftlich kaum bessergestellt als eine Geliebte in Europa.“

„Ihre Kinder sind aber, soviel ich weiß, ganz gleichberechtigt.“

Ihre Augen sind plötzlich ganz klein, und eine tiefe Falte zerschneidet ihre Stirne.

„Willst du noch Rosenwasser, Marcella?“ fragt sie nach kurzem Schweigen. Obwohl wir weiter französisch sprechen, ist plötzlich das arabische Du auf ihren Lippen.

Wir trinken schweigend Rosenwasser, bis die Dienerin zurückkommt. „Der Emir hat das Auto genommen. Draußen ist Miriam Hanum.“

„Ja... ich will sie sehen.“

Auch ich kenne die Miriam bent Abihi, eine der reichsten Frauen Syriens, die aus Leidenschaft von Harem zu Harem wandert wie eine kleine Verkäuferin, obwohl sie viel reicher ist als viele ihrer Kundinnen. Sie kommt keuchend und schwerfällig durch die kleine Tür, ein enorm dickes Weib mit kurzem Atem. Sie hebt den Schleier, öffnet den Maschlach. Dann setzt sie sich zu unseren Füßen auf einen Polster und öffnet ihre zwei Köfferchen. Stickereien aus Nazareth, Seide aus Brussa, Kupferstiche aus Magreb, Maschlachs aus Istanbul.

„Und das ist zerstoßener Ambra; wenn man ihn nüchtern mit Rosenwasser trinkt“, erklärt sie mir, „verleiht er ewige Jugend.“ Dann spricht sie weiter in ihrem fehlerreichen, aber fließenden Französisch. Sie hat viel zu erzählen, die alte Miriam, jede Woche macht sie die Runde durch die Harems der Stadt; dann besucht sie auch alle französischen Familien, und ihre kleinen, in Fett gebetteten Augen sehen scharf, kein Geheimnis entgeht ihr, und jedes Geheimnis verkauft sie dann im nächsten Haus.

„Ich habe der Emira Aischa eine Masseur verschaffen müssen, sie wird viel zu dick. Na ja, sie ist auch nicht mehr jung. Bald wird sie dreißig. Und die Frau von Achmed Hussein Bey kommt jeden Morgen zu mir, damit ich ihr aus der Kaffeetasse die Zukunft lese... und bringt mir auch die Tasse ihres Mannes. Der macht sich gar nichts mehr aus ihr; die ganze Stadt weiß es, daß er eine französische Tänzerin hat, außer der zweiten Frau.“

Einmal soll sie wunderschön gewesen sein, die alte Miriam, und viele Männer haben sie geliebt; jetzt ist sie dick und häßlich, aber ihr Blut quält sie immer noch. Sie ist Kupplerin aus Leidenschaft geworden, damit die Liebe nicht ganz an ihr vorbeigeht.

Während sie spricht, spähen die kleinen Augen verstohlen umher. Und schon hat sie das Geheimnis dieses Harems entdeckt. „Ich sehe den Prinzen nicht. Oft bin ich hierhergekommen und nie habe ich ihn getroffen. Geht er nicht zu oft in die Wüste? Ich kann dir helfen, Emira, wenn du willst. Ich kann dir ein Liebeselixier verschaffen; dann liebt er dich, nur dich, solange du blüht.“

Aus dem Radio kündigt der Sprecher eine neue Revue Mistinguettes, der Ewigen. Sie dürfte jetzt achtundsiebzig Jahre alt sein, meint er ungalant.

„Ich dachte: achtzig!“ lacht Aminah, während sie leichthin, uninteressiert Spitzen und Seidentücher aus dem Köfferchen nimmt und sie den Dienerinnen zuwirft. Miriam erhebt sich zufrieden, sie hat ihre Ware verkauft, die nicht nur aus Seiden und Spitzen besteht. Denn sie weiß, morgen wird Aminah, die besser französisch als arabisch spricht, die in Paris als Tochter eines Gesandten geboren wurde, zu ihr kommen, um mit teurem Geld ein Liebeselixier zu kaufen.

Jetzt spielt Radio Paris einen Walzer, ganz leise, warm und einladend.

Aminah ruft eine junge Dienerin zu sich; sie tanzen zusammen, leichtfüßig, beschwingt. Der ganze Harem erwacht zu neuem Leben, jetzt, wo die Herrin glücklich ist. Alte Frauen in goldbestickten, kurzen Jäckchen, nach türkischer Mode, und junge Mädchen in europäischer Kleidung kommen aus den Zimmern heraus und klatschen in die Hände im Takt der Melodie.

Aminah lächelt, hat rosige Backen und gelöstes Haar, sie sieht wie ein Kind aus, das Freude an einem Spiel hat. Aber sie ist eine Frau, die glaubt, die hofft, stärker als ihre Rivalin zu sein. Ihr Spiel, wie das einer jungen Katze, verbirgt Härte und vielleicht auch Grausamkeit. Das spüren die Dienerinnen, die sich im Hof versammelt haben, denn der Name der Frau in der Wüste ist plötzlich auf allen Lippen. Aischa heißt die Beduinin. Es wird ihr kurzes Leben gewünscht, und daß sie keinen einzigen Sohn gebären soll.

Plötzlich wirft sich Aminah auf das Sofa neben mich, ihre Augen sind wieder undurchdringlich, ihr Gesicht verschlossen, hoheitsvoll. Jetzt aber kenne ich sie schon ein wenig und weiß, die Qual ist wieder erwacht in ihr.

„Möchtest du nicht, daß wir ein wenig im Souk spazieren gehen?“ fragt sie mich auf einmal, mit sanfter, gleichgültiger Stimme.

„Ja, sehr gerne.“ Seit einer Stunde erst sitze ich hier auf dieser weichen Seide, im grünen Schatten der Palmen, neben dem singenden Brunnen, und schon ist mir der Harem zu eng, zu verschlossen, und schon muß ich an ein Gefängnis denken, obwohl die Gitter mit Blumen durchflochten sind.

Die Dienerinnen bringen den

schwarzen Maschlach und den Schleier, und aus Aminah wird ein dunkler Schatten, ohne Namen, ohne Antlitz.

„Viele Frauen gehen unverschleiert in Damaskus; aber er würde leiden, wenn jeder, der vorübergeht, mein Gesicht sehen könnte, meinen Mund.“ Sie liebt ihre Ketten, wie viele Sklavinnen.

„Wärest du wirklich glücklich in Paris, Aminah?“

„Ich habe zwei Heimatländer; ich weiß nicht, welches mir lieber ist. In Paris habe ich Sehnsucht nach Damaskus, in Damaskus nach Paris. Die Wüste fehlt mir in Frankreich.“

Ja, jeder Araber hat Sehnsucht nach der Wüste; sie ist doch unsere Wiege, unsere erste Heimat. So geht es auch ihm: er glaubt, er liebt Aischa. Nein, er liebt die Wüste, in der sie lebt. Jeder Araber hat eine zweite Frau in der Wüste und weiß nicht, warum. Du kannst mir glauben, wenn sie in Damaskus lebte, würde er sie nicht lieben. Ich habe sie gesehen. Sie ist nicht sehr schön, ihr Gesicht ist blau tätowiert und von der Sonne verbrannt.“ Sie unterbricht sich, sie hat selbst gespürt, wie hart ihre Stimme geworden ist, wie feindselig. „Entschuldige“, sagt sie, „der Schleier ist gefährlich, man läßt sich gehen in seinem Schatten.“

Wir gehen schweigend nebeneinander. Bald haben wir den Platz Merdjé erreicht, und die dunkle, stille Gestalt bleibt plötzlich stehen. Ich höre einen tiefen Seufzer, dann habe ich das Gefühl, als lächle sie hinter dem Schleier. An einem Kaffeetisch, von Freunden umgeben, sitzt Emir Fauas. Er ist doch nicht in die Wüste gegangen.

Auch er hat uns gesehen, bestimmt hat er seine Frau an der schlanken,

hohen Gestalt an meiner Seite erkannt, aber er blickt beim Grüßen nur zu mir, denn kein Araber hat das Recht, eine verschleierte Frau zu grüßen. Aber ich sehe Qual in seinen Augen, Eifersucht und Mißtrauen.

Alles Böse rächt sich auf Erden, der Wächter wird zum Sklaven seiner Gefangenen, er hat Angst, sie entfliehen ihm, sie verraten ihn. Der Schleier ist eine doppelschneidige Waffe, vieles kann in seinem Schatten geschehen.

Viel geschieht in seinem Schatten. Denn der Schleier verbirgt die Schönheit einer Frau, so daß sie nur dem einen gehöre, aber er hütet auch manches Geheimnis.

Bevor wir den Platz Merdjé verlassen, drehe ich mich um. Er blickt noch immer seiner Frau nach, mit seinen breiten, dunklen, brennenden Augen. Wo geht sie denn hin? Warum hat sie den Harem verlassen?

Sie ist nur ein schwarzer Schatten, ohne Antlitz, und doch wissen die Männer um uns, daß sie schön ist, denn Schönheit ist wie ein Wohlgeruch; wir erleben sie auch in der Finsternis. Wir kommen an der Zitadelle vorbei, die jetzt ein Gefängnis geworden ist.

„Ich möchte gerne die Gefangenen sehen. Ist es dir recht, Aminah?“

Ihr ist alles recht; am liebsten möchte sie wieder tanzen wie im Harem. Leichtfüßig, frei und gelöst schreitet sie an meiner Seite. Sie gibt den Kindern Backschisch, sie kauft Süßigkeiten und ißt auf der Straße wie ein Schulmädchen, sie macht sich über die alte Miriam lustig.

„Aber sie weiß manches. Es kommen zu ihr Leute aus Aleppo, aus Beirut, sogar aus Bagdad. Mancher Aberglaube wurde von der modernen Wissenschaft neu entdeckt; manche Mischung aus toten Fröschen und Schlangenhaut entpuppte sich als hormonhaltig. Ja, die alte Miriam weiß manches. Man darf nicht über sie lachen.“

Durch manchen dunklen Gang sind wir jetzt zu einer Terrasse gelangt und erblicken zu unseren Füßen den Riesenhof des Gefängnisses.

Auch der Gefangene, auch der zu lebenslänglichem Kerker Verurteilte verliert in Damaskus, im Orient, nicht das Recht, die Bekleidung seiner Kaste zu tragen. Die Welt, diese farbenprächtige, leuchtende, widerspruchsvolle Welt des Orients mit seinen hundert Sekten, lebt hinter den Mauern des Gefängnisses weiter. So schwer hat kein Mensch gesündigt, daß er das Zeichen seiner Kaste, seiner Heimat verlieren muß.

Die Männer zu unseren Füßen sind aufmerksam auf uns geworden, sie bilden Gruppen und blicken zu uns herauf.

„Du bist schön wie die Worte des Propheten.“

„Deine Augen sind mein Koran, in dem ich lesen möchte, und wenn ich dann erblindete.“

„Du bist in meinem Leben wie eine Blume, die letzte Frische in meinem verwelkten Garten.“

„Jetzt gehst du weg und kommst nie zurück, und doch, dein Bild bleibt hier, in meinem Herzen.“

Sie sind Mörder, sie sind Diebe; aber dieses Gefängnis, in dem sie büßen, ist die alte Zitadelle von Damaskus, im Herzen des Nahen Orients. Und sie tragen keine Uniform.

„Ich bitte um Entschuldigung, aber es ist besser, wenn die Männer Sie nicht sehen.“ Ein Offizier hat sich uns genähert, sehr freundlich, sehr korrekt, aber bestimmt.

„Ich bin die Prinzessin Fauas“, sagt die junge, hoheitsvolle Stimme Aminahs.

„Die schönste Frau von Damaskus“, bemerkt er galant.

„Wirklich?“

„Wirklich. Große, dunkle Augen, roter, kleiner Mund.“

„Weiß man das alles in Damaskus?“

Die Syrierin aus hohen Kreisen geht immer noch verschleiert auf der Straße; und doch, wenn eine Frau schön ist, weiß es die ganze Stadt, obwohl kein Mann außer ihrem Gatten sich rühmen darf, ihr Gesicht oder gar ihre Gestalt gesehen zu haben.

„Und noch mehr.“

„Wirklich. Was noch?“

Sie flirtet, die Frau ohne Antlitz, deren Körper in den schweren Falten des Maschlachs gefangen ist, sie flirtet, sie spielt mit ihren Ketten, die schöne Sklavin.

Vor mir sehe ich die breiten, gequälten Augen des Prinzen Fauas, die Augen eines Wächters, der um seine Gefangene zittert, treulose Augen, die überall Untreue wittern. Ich fühle, wie er jetzt an seine Frau denkt und um sie leidet, durch die Ketten gebunden und versklavt, die er selbst geschmiedet hat.

Jetzt wandern wir durch die engen Gassen des Souks, Aminah und ich. Wir kaufen manches unnütze Zeug, gestoßenen Ambra, denn ewige Jugend kann niemandem schaden; dann Jasmin- und Rosenmarmelade und Henna, um die Fußsohlen rosa zu färben, und Kohle, um die Augen dunkel zu umranden.

Ich weiß, der Souk, der Bazar von Damaskus, ist nicht so berühmt, so dekorativ wie der von Bagdad; aber ich liebe ihn doch, mit seinen engen bedeckten Gassen, in die nie ein Sonnenstrahl leuchtet, mit seinen gierigen und dann wieder großzügigen Händlern, die um jeden Piaster kämpfen und dann, in plötzlicher Anwendung, eine Flasche Parfüm herschenken, echte, arabische Essenz, die bei Achmed Soliman in Kairo ein Vermögen kosten würde.

Jeder Fremde, ob er kauft oder nicht, wird zum Kaffee oder zum Tee eingeladen; alles, was er auch bei der Konkurrenz gekauft hat, wird bewundert: „Du hast gut gekauft, du hast billig gekauft. Mabruk! Es bringe dir Segen.“

Ich habe noch nie im Orient einen Händler getroffen, der über einen Konkurrenten geschimpft hat; alles was getan ist, ist richtig. Mabruk!

Wir wandern weiter; sie schwarz, undurchdringlich, geheimnisvoll, wie die Priesterin eines fernen Glaubens, und ich mit meinem hellen Kleide, mit bloßem Haar, das in der Sonne leuchtet.

Ein kleiner, steinerner Friedhof, Überbleibsel der türkischen Herrschaft, liegt an der Straße.

„Komm mit mir; ich will dir etwas zeigen, Marcella. Kannst du Arabisch lesen?“

„Ein wenig. Ich habe es zwei Jahre studiert; das ist viel für jede andere Sprache, Arabisch ist aber sehr schwer.“

Viel steht auf den alten Gräbern geschrieben. „Hier ruht Achmed aus dem Hause Roustom, Sohn der Zobeide. Er handelte mit Kupferstichen, fing arm an und wurde reich und angesehen. Dreimal ging er als Pilger nach Mekka...“ und manches noch. Die Geschichte eines ganzen Lebens wird in Stein gemeißelt, damit jeder, der vorbeigeht, den Verstorbenen kennen möge.

„Nur eines steht nicht auf dem Grab“, sagt Aminah, und ihre Stimme ist hart, „der Name des Vaters... denn der Tod ist etwas Großes, das nur Wahrheiten verträgt. Und weiß ein Araber je, was hinter dem Schleier geschieht? Ob er der Sohn seines Vaters ist, ob die Kinder in seinem Hause seine Kinder sind? Und jetzt, sieh diese Steine, die namenlos sind und die Form einer Blume nachahmen. Hier liegen Frauen; sie hatten kein Gesicht, als sie lebten; sie haben keinen Namen auf ihrem Grabstein, wenn sie sterben. Alles rächt sich. Niemand ist so eifersüchtig wie der Araber, niemand zittert so um seine Frau.“ Wieder ist ihre Stimme so hart geworden, daß sie sich unterbricht und entschuldigt: „Man läßt sich leicht gehen hinter dem Schleier.“

Wir sind von neuem am Platz Merdjé angelangt. Der Kaffeetisch, an dem Prinz Fauas vor kurzem saß, ist jetzt leer. Ich spüre in Aminah meinen Gedanken: „Vielleicht ist er heimgekommen!“ Denn unwillkürlich beschleunigt sie ihre Schritte. Aber das große, dunkle Palais am linken Ufer des Barata steht verlassen da, kein Auto wartet vor dem Tor.

(Fortsetzung folgt)





Besorgt blickt Butsch Henke, neun Jahre alt und Rennfahrer aus Passion, auf die Notizen des Leiters der Veranstaltung Clarence Starr. Seine Startposition will ihm nicht gefallen, hat er sich doch gegen vierunddreißig Konkurrenten zu behaupten.



Langsam hinein in die Kurve, schnell wieder heraus! An diese goldene Regel bewährter Kraftfahrerschulen halten sich die kleinen Rennfahrer. Sie nehmen daher die Kurven der 1,8 Kilometer langen, ovalen Rennstrecke äußerst vorsichtig, handeln ganz nach Vorschrift. Ihre Rennwagen haben einen Motor von 2 PS und können durch einen kräftigen Druck zum Stehen gebracht werden. Außerdem ist die Rennstrecke aus Sicherheitsgründen mit Heuballen ausgepolstert.

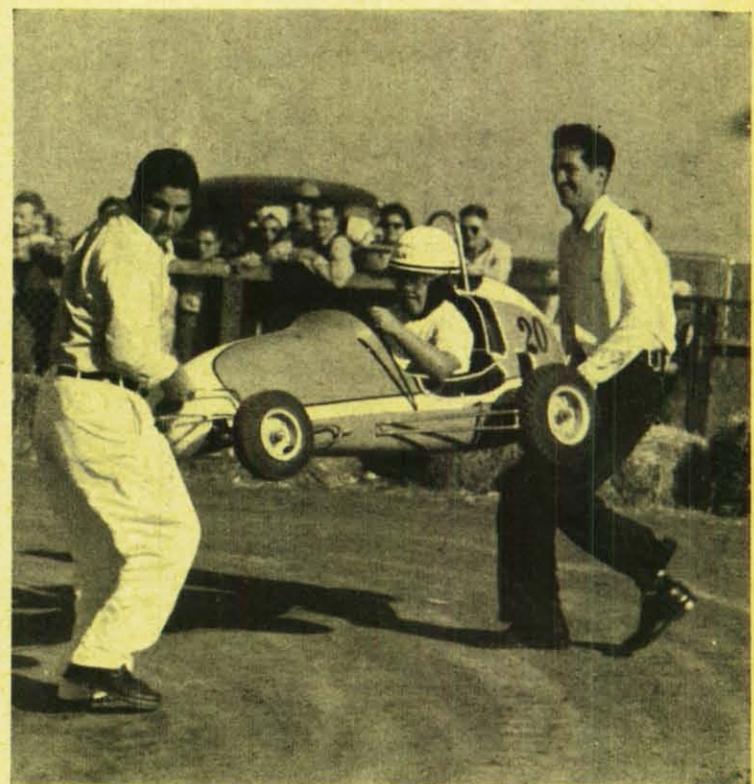
Rennfahrer von morgen

An jedem Sonntag in San Franzisko: Autorennen für Kinder!

Es geht um Bänder und Trophäen. Und dann auch noch um einen Kuß. Er wird zwischen den Gewinnern des Kinder-Autorennens ausgetauscht, das sich in San Franzisko zu einem Sonntagnachmittagsvergnügen sehr eigener Art entwickelt hat. Da ist eine Rennbahn, mit Heuballen schön ausgepolstert, und da sind auch die kleinen Rennfahrer mit ihren Wagen, die meist in den Hobbystunden der Väter oder sonstiger Anverwandter nach bestimmten Vorlagen zusammengebastelt wurden. Eine Rennleitung ist natürlich auch vorhanden. Und vorhanden sind auch die „Eckehards“ der Rennplätze in aller Welt, jene getreuen „Sicherheitsmänner“ und „Aufpasser“, die für einen geregelten Ablauf des Rennens garantieren. Es fehlen auch nicht, versteht sich, die erforderlichen Papiere und Registrierblocks. Denn Ordnung muß sein. Schwarz auf weiß wird vermerkt, wes Name, Geschlechts und Alters die Rennfahrer sind. Mitmachen dürfen Buben und Mädchen von vier bis zwölf Jahren, wenn sie mit gepolsterten Sturzhelmen, Sicherheitsgürteln und Motorradbrillen ausgestattet sind. Denn Sicherheit ist oberstes Gesetz auf diesem Rennplatz, der nur für Kinder bestimmt ist.



Wenn der Vater mit dem Sohne...! Dan Smith sen., im weißen Kittel, und Dan Smith jun., im Sturzhelm, überholen gemeinsam den kleinen Rennwagen. Ein weiterer Autofachmann hilft ihnen dabei. Da der Motor dieser kleinen Autos direkt mit dem Ausgleichsgetriebe verbunden ist, fällt die Kupplung weg. Durch einen kräftigen Stoß müssen daher die Rennwagen nach dem Startzeichen in Bewegung gesetzt werden.

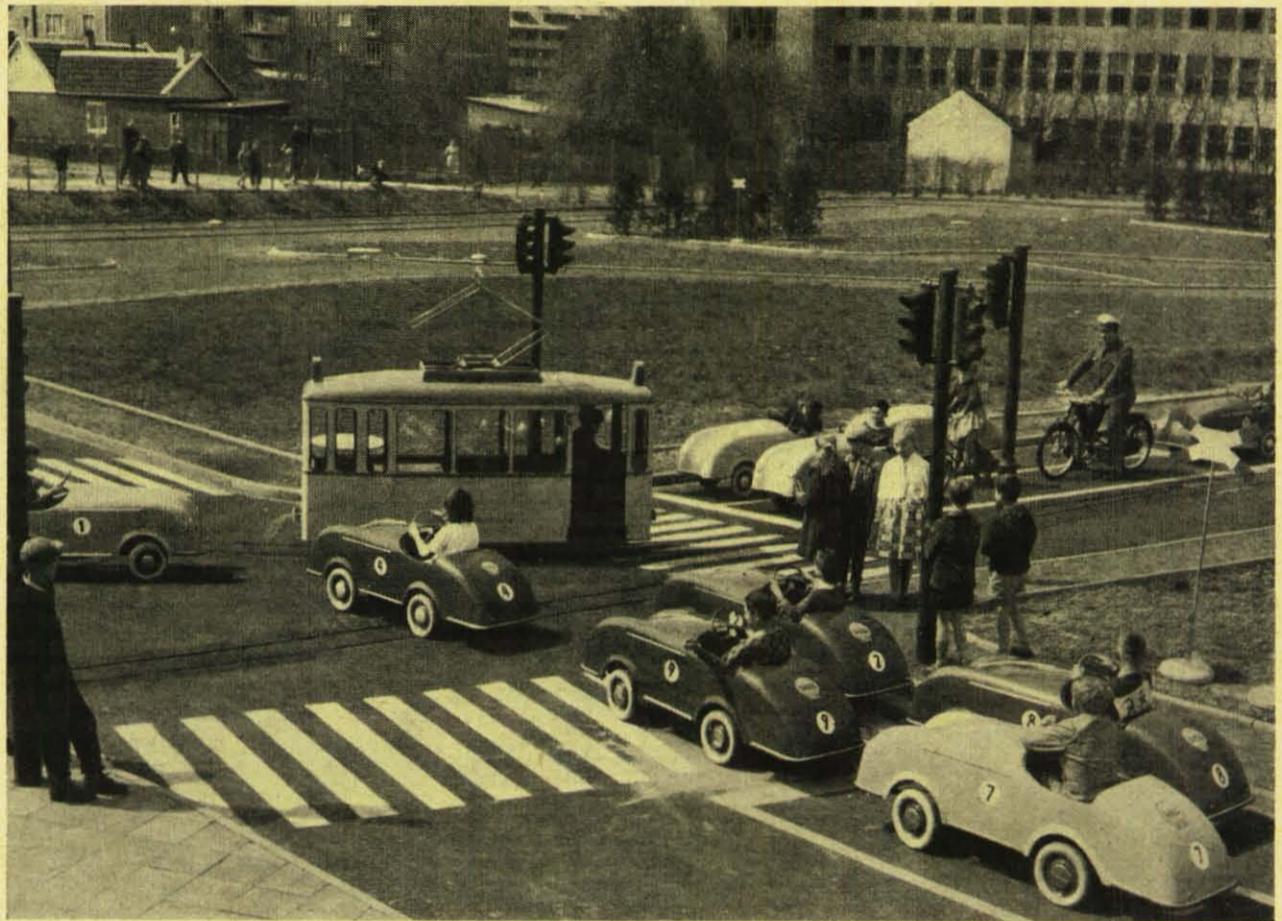


Sicherheitsmänner am Werk! Sie tragen Dave, der seinen Motor abgedrosselt hat und ihn nicht wieder in Gang bringen kann, mitsamt dem Auto aus der Bahn. Diese kräftigen Männer, „Aufpasser“ genannt, sind für den geregelten Ablauf des Rennens verantwortlich.

Sie sind begeistert, die Kinder in Düsseldorf und Köln. Zu ihrer Belehrung, zur Freude und Nutzung sind ihnen durch treusorgende Stadtväter Verkehrsspielplätze zur Verfügung gestellt worden, die zu den modernsten und großzügigsten überhaupt gezählt werden müssen. Das war nicht ganz einfach, brachte Arbeit und Sorgen mit sich. Aber nun ist es geschafft. Und die Kinder sind selig und nutzen die Spielplätze auf ihre Weise. Sie bedienen die Lichtsignalanlagen, fahren mit der Miniaturstraßenbahn und legen sich mit den Spielautos forsch in die Kurven. Von freundlichen Verkehrspolizisten lassen sie sich über die Bedeutung der Verkehrszeichen belehren, tragen Vorfahrtsstreitigkeiten aus und betätigen sich als Schülerlotsen. Und sie lernen im Spiel, daß das richtige Verhalten im Verkehr seine Tücken hat und gar nicht so einfach ist. Und das ist der Zweck dieser Spielplätze. Noch immer wird ein Großteil aller Verkehrsunfälle durch Kinder verursacht. Noch immer fallen zahlreiche Kinder und Jugendliche Verkehrsunfällen zum Opfer. Das soll anders werden, nicht zuletzt durch intensive Schulung auf diesen Verkehrsspielplätzen, die verhindern soll, daß aus Kindern von heute Verkehrssünder der Zukunft werden. Das ist ein lohnendes Ziel.

Früh geübt — spät getan

Verkehrsspielplätze zur Belehrung, Unterweisung und Erziehung



Ein ganz hübscher Verkehr — auf dieser Spielkreuzung. Vorfahrt beachten, links abbiegen, auf die Zebrastreifen anpassen, es will alles gelernt sein. Macht aber Riesenspaß, Autos selbst zu lenken.



Schwierig ist richtiges Verhalten auf der Straße! Das erfahren die Kinder auf dem Spielplatz manchmal auch am eigenen Leibe. Trotz aller Hinweise kann es zu Zusammenstößen kommen, wenn es an der nötigen Aufmerksamkeit und Reaktionsfähigkeit fehlt. Diese Unfälle dienen aber zur Warnung.

Im Training! Schülerlotsen haben auf dem Übungsgelände alle Möglichkeiten, sich auf ihre künftigen Aufgaben vorzubereiten. Wenn sie dann später im richtigen Verkehr zu wirken haben, klappt alles wie gewünscht.



Einfach toll! Eine Lilliput-Straßenbahn, die von einem Jungen gesteuert wird. Die jugendlichen Verkehrsteilnehmer sind mit großem Ernst bei der Sache. Kunststück, wenn man ausnahmslos wie Erwachsene behandelt wird.



Ein TRAUM Zerbruch

Copyright by Hans E. Günther-Verlag.
Pressrechte durch Prometheus-Verlag

4. Fortsetzung

Ich nahm ihre Hand. Warm und weich lag sie in der meinen. Widerspruchslos ließ sie mich gewähren.

„Nun?“

„Ach entschuldigen Sie“, sagte ich. „Was haben Sie gesagt?“

„Wann Sie fertig sind, wollte ich wissen. Wann Sie fliegen werden.“

„Das weiß ich nicht genau. In einem Monat etwa.“

„So bald schon?“ Sie verfiel in Schweigen. Mittlerweile waren wir wieder im Wald, und der Pfad führte hügelabwärts. Sanft rauschte die Nacht in den schlanken Weidenruten. Ich drückte ihre Hand fester, doch sie schien es gar nicht zu bemerken, denn sie fragte mich, ob ich selbst auch Flieger wäre, und dann fing sie an, von ihrem Bruder zu erzählen, der bei der Luftwaffe gewesen sei.

„Und wo ist Ihr Bruder jetzt?“ fragte ich.

Einen Augenblick schwieg sie, doch dann sagte sie: „Tot. Abgeschossen über England.“ Einen ernsten Ausdruck im Gesicht, blickte sie zu mir auf, und dann fragte sie mich: „Glauben Sie, daß es jemals eine wirkliche Verständigung geben wird... zwischen Deutschland und England meine ich?“

„Wir haben doch jetzt Frieden“, war meine Antwort.

„O nein! Ihr seid jetzt die Sieger, die unser Land besetzt halten. Das ist kein Friede. Wir haben ja auch gar keinen Friedensvertrag, und Deutschland darf keiner internationalen Organisation beitreten. Und Handel dürfen wir auch nicht treiben. Alles ist uns genommen worden.“

Ich schwieg, denn erstens interessierte ich mich nicht für Politik, und zweitens war es mir nicht angenehm, daran erinnert zu werden, daß sie Deutsche war. Wonach mich verlangte, das war ihre Gesellschaft, ihre warme Nähe, das Gefühl, daß sie mir nahe war. Die Reihe der Weidensträucher lichtete sich, und dann blickten wir von der Höhe einer steilen Böschung hinunter auf den Teich. Ein paar Meter ins Wasser hinein wuchs Schilfrohr, aber die Oberfläche in der Mitte lag glatt wie ein glänzend polierter Zinnteller da, in dem sich die Sterne spiegelten. „Ist es nicht bezaubernd hier?“ fragte mich Else. Der Schrei eines Nachtvogels zerriß die Nachtstille, und ein Frosch fing an zu quaken. Die Einsamkeit und die kühle Schönheit dieses Platzes bewirkten, daß mir das Blut in den Schläfen klopfte. Ich hob meinen Arm, packte sie bei der Schulter und drehte sie herum, so daß ihr Nacken in meiner Armbeuge lag. Dann neigte ich mich über sie und küßte sie.

Einen Augenblick hing sie schwach in meinen Armen, öffneten sich mir willig ihre Lippen. Doch dann machte sie sich mit einemmal ganz steif, und ihr Mund verschloß sich. Ungestimmt versuchte sie, sich mir zu entwinden. Einen Augenblick rangen wir miteinander, doch sie war stark, und mein Begehren schwand, je heftiger ihr Widerstand wurde. Schließlich ließ ich sie los.

Polizei ist hinter Neil Fraser her, weil er im Auftrage einer fremden Macht Flugzeuge aus England hinausgeflogen hat. Nach mühseligem Umherirren findet er auf einem verlassenen Flugplatz Unterschlupf, wird aufgespürt und niedergeschlagen. Ein stiernackiger Mann, Bill Saeton, nimmt ihn ins Verhör, liefert ihn aber nicht der Polizei aus. Da sich Saeton mit einer Tudor an der Berliner Luftbrücke beteiligen möchte, macht er Fraser, der Ingenieur von Beruf ist, das Anerbieten, ihm beim Bau eines neuartigen Flugzeugmotors behilflich zu sein. Fraser sagt zu und lernt später Saetons Mitarbeiter Tubby Carter und dessen Frau Diana kennen. Als Saetons Geldgeber, Dick Randall, nicht mehr mitmachen will, erklärt er sich sogar bereit, das zur Fertigstellung des Flugzeugs benötigte Kapital zu verauslagern. Zum Dank dafür wird er als dritter Direktor in den Aufsichtsrat der Saeton-Gesellschaft gewählt. Nach Wochen angestrengtester Arbeit kommt er mit Else Langen, einer Deutschen, zusammen, die auf dem benachbarten Gut als Hausmädchen tätig ist. Er unternimmt mit ihr einen Abendspaziergang zu einem Teich.

„Sie... Sie...“ Nach Atem ringend stand sie da, doch dann erholte sie sich, und sie schrie mir förmlich ins Gesicht: „Sie bilden sich ein, weil ich eine Deutsche bin, könnten Sie mich aufs Kreuz legen! Sie verfluchter Kerl! Ich hasse Sie!“ Mit Wuttränen in den Augen wandte sie sich ab und floh den Pfad hinauf. Gleich darauf war sie hinter der Reihe der Weidensträucher verschwunden, und ich stand unter dem protestierenden Froschgequacke allein am Rande des Teichs.

Saeton kam gerade heraus, als ich wieder in der Unterkunft anlangte. „Was hast du denn angestellt?“ fragte er mich und blickte mich unter seinen buschigen Augenbrauen hervor forschend an. „Deine Stirnwunde ist wieder aufgesprungen.“

Als ich nachfühlte, spürte ich geronnenes Blut an den Fingern. Else mußte, als sie sich von mir losgerungen hatte, etwas vom Schorf abgerissen haben. „Ach, das ist nichts“, sagte ich. „Ein Zweig, der mich geratscht hat, weiter nichts.“

Er grunzte und ging durch die Dunkelheit zum Hangar hinüber. Als ich an der Tür von Tubby und Diana vorbeikam, hörte ich sie sagen: „Gewiß. Aber der Malcolm Club nimmt mich jederzeit wieder, wenn ich...“ Also war ich wieder mittendrin in den Spannungen unserer eigenen, kleinen Welt, und ich hatte mir alle Chancen verdorben, ihnen zu entinnen. Depressiert und wütend auf mich selbst, ging ich zu Bett, denn Else hatte recht gehabt... ich hatte sie behandelt, als wäre sie ein Stück besetzten Landes, das ich mir für eine Tafel Schokolade kaufen konnte.

Am nächsten Tag hatten wir Besuch. Diana rief uns über die Feldleitung an. „Ein Air-Force-Offizier ist hier und ein Mr. Garside vom Luftfahrtministerium. Sie wollen Bill sprechen.“ Ich hatte den Anruf entgegengenommen und gab jetzt die Nachricht an Saeton weiter, der wie von der Tarantel gestochen aufsprang. „Sag ihr, sie sollen nicht in den Hangar kommen. Ich käme sofort in die Unterkunft.“ Dann ging er die Werkbank entlang und nahm verschiedene Einzelteile auf, die dort umherlagen. „Tubby, versteck die irgendwo im Hintergrund. Sieh noch einmal gründlich nach, daß auch kein Teil vom

alten Motor liegenbleibt. Fünf bis zehn Minuten werde ich sie schon in der Unterkunft festhalten können.“

„Vielleicht wollen sie die Tudor ja nur noch vor den Flugfähigkeitstests untersuchen“, meinte Tubby.

„Vielleicht. Aber ich will nicht das Ganze durch Unvorsichtigkeit aufs Spiel setzen. Du hältst dich besser im Hintergrund, Neil.“

Damit eilte er aus dem Hangar hinaus. Tubby suchte hastig die Werkbank ab und stopfte noch verschiedene Einzelteile in eine Werkzeugtasche aus Segeltuch. Ich sah ihm dabei zu und überlegte, ob man mir wohl doch auf die Spur gekommen sei.

Kaum hatte Tubby die Tasche versteckt, als Saeton mit den beiden Fremden zurückkam. „Meine beiden Ingenieure“, stellte er uns vor. „Carter und Fraser. Tubby, dies ist Oberstleutnant der Flieger Felton, vom Geheimen Nachrichtendienst der R.A.F. und Mr. Garside vom Luftfahrtministerium. Ja, meine Herren, darf ich fragen, was uns die Ehre ihres Besuchs verschafft?“ Saeton gab sich Mühe, freundlich zu sein, aber an der Art, wie er den Kopf zwischen die Schultern gezogen hatte, sah ich, daß er innerlich kochte.

„Nun, wenn Sie sich das Ausgangsbaumuster wirklich verschafft haben, werden Sie wohl nicht so dumm sein, es offen hier herumliegen zu lassen“, sagte der Oberstleutnant. „Gestatten Sie, daß wir einen Blick in die Zeichnungen werfen?“

„Tut mir leid“, entgegnete Saeton. „Gerade das kann ich nicht zulassen. Den fertigen Motor können Sie sich ansehen, aber die Zeichnung bleibt unser Werkgeheimnis, bis wir fliegen.“

„Sie sind uns nicht gerade sehr behilflich“, erklärte der Offizier. „Was verlangen Sie von mir?“ erklärte Saeton gereizt. „Eine deutsche Gesellschaft beschwert sich, daß ein englischer Konzern an einem ihrer Lieblingsprojekte arbeitet, und schon unterstützt unsere Regierung sie, und Sie kommen her, um hier herumzuschneffeln.“

„Von mir aus können die Deutschen in ihrem eigenen Saft schmoren“, versetzte Felton. „Aber sie haben die Kontrollkommission überzeugt, daß die Sache untersucht werden müsse.“

Hammond Innes
schrieb für die
ZB diesen erregenden Roman
um Fliegerglück
und Leidenschaft

Deshalb schickt meine Behörde mich hierher, während Garside direkt im Auftrage der Kontrollkommission kommt.“

„Haben denn die Rauch-Motoren eine Zeichnung von ihrem eigenen Ausgangsbaumuster herübergeschickt?“ fragte Saeton.

„Nein.“

„Wie wollen Sie denn aus meinen Zeichnungen ersehen, daß ich ihnen ihr Modell gestohlen habe?“

Der Offizier vom Geheimdienst warf seinem Begleiter einen Blick zu. „So weit ich orientiert bin“, sagte Garside, „behaupten sie, ihre Pläne wären zusammen mit dem Modell erbeutet worden.“

„Pläne kann man neu zeichnen.“

„Aber der Konstrukteur ist tot. Die Idioten haben ihn mitten aus seiner Arbeit heraus verhaftet, weil er angeblich etwas mit dem 20. Juli zu tun gehabt haben soll.“

„Woher wissen Sie denn überhaupt, daß es die Rauch-Motoren-Werke sind, die diese Untersuchung fordern?“ fragte der Offizier von der R.A.F.

„Ich habe doch zugegeben, daß mich ihr Ausgangsbaumuster auf die Idee gebracht hat“, erklärte Saeton. Er sprach ganz ruhig, aber ich merkte ihm an, wie sehr er sich zusammennehmen mußte. „Diese gleiche Gesellschaft hat bereits versucht, über einen Mittelsmann, einen gewissen Mr. Reinbaum, der im Besitz der Hypotheken auf das Flugzeug und unsere Ausrüstung ist, meine Gesellschaft aufzukaufen.“ Er drehte sich um und blickte die beiden an. „Was haben die Behörden eigentlich vor? Sehen sie es lieber, daß eine deutsche statt einer britischen Gesellschaft diesen neuen Typ von Flugmotoren entwickelt? Carter und ich, wir arbeiten seit drei Jahren an diesem Projekt. Wenn wir den Deutschen ihr Modell gestohlen hätten und es schon so weit entwickelt gewesen wäre, daß sie damit in die Serienproduktion gehen konnten, flögen wir doch schon längst mit diesem neuen Motor, statt daß wir bis über den Hals in Schulden säßen und immer noch an der Fertigstellung des zweiten Motors arbeiten.“

Die beiden Männer blickten sich an. „Solange es sich nicht beweisen läßt, daß Sie das Ausgangsbaumuster gestohlen haben...“ Der Oberstleutnant zog die Schultern hoch und ließ sie wieder sinken. „Das Dumme ist, daß die Kontrollkommission den Deutschen allzu freundlich gesonnen ist und ihnen helfen will. Was mich persönlich betrifft, brauchen Sie keine Angst zu haben, Saeton. Vor drei Jahren habe ich noch Bombeneinsätze gegen die Deutschen geflogen, und wenn Sie ihnen ihre Idee gestohlen haben... Was meinen Sie dazu, Garside“, wandte er sich an seinen Begleiter.

Hilfflos blickte dieser sich im Hangar um. „Selbst wenn Saeton sie gestohlen hat“, meinte er, „dürfte es sehr schwer sein, das heute noch zu beweisen.“ Er wandte sich an Saeton. „Auf jeden Fall arbeiten Sie schon seit drei Jahren an der Entwicklung des Motors, und ich kann Ihnen nur

raten, ihn so schnell wie möglich patentieren zu lassen. Das Patentamt wird Ihre Konstruktion zweifellos mit der der deutschen Gesellschaft vergleichen, falls die mit einer Werkzeichnung aufweisen kann und reklamiert hat."

"Ich habe das Luftfahrtministerium seinerzeit davon unterrichtet, daß ich das Modell der Rauch-Motoren-Werke gesehen habe", erklärte Saeton.

Der Oberstleutnant nickte. "Ich weiß, ich habe Ihren Bericht gelesen. Hat mich eine Heidenarbeit gekostet, ihn aus den Akten des Ministeriums herauszusuchen. Was die Behörden betrifft, war Ihr Vorgehen vollkommen korrekt. Deswegen brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Aber befolgen Sie Garsides Rat — lassen Sie den Motor so schnell wie möglich patentieren. Je länger Sie warten, desto größer und wirksamer wird der Druck der Deutschen." Damit reichte er Saeton die Hand. "Also, viel Glück."

"Kommen Sie und trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir, ehe Sie zurückfahren", lud Saeton sie ein, als er sie hinausleitete.

"Was hat das eigentlich alles zu bedeuten, Tubby?" fragte ich, als sich die Hangartür hinter ihnen geschlossen hatte.

"Nichts weiter, als daß unsere Schwierigkeiten noch nicht zu Ende sein werden, wenn wir erst einmal in der Luft sind", antwortete er und machte sich wieder an seine Arbeit.

Saeton schien sehr mit sich zufrieden, als er zurückkam. "Was ich ihnen natürlich nicht auf die Nase gebunden habe", sagte er und grinste stillvergünstigt vor sich hin, "ist, daß die Zeichnungen dem Patentamt schon vorliegen. Falls die Rauchwerke ihre Reklamation anmelden wollen, müssen sie sich beeilen."

"Meinst du, daß Randall etwas mit diesem Besuch zu tun hat?" fragte Tubby.

"Randall? Nein, auf keinen Fall. Wenn sie Randall auf die Spur gekommen wären, hätten wir wirkliche Schwierigkeiten."

Beim Abendessen verkündete er, daß er nach London fahren würde. "Ich muß mir Dick einmal vorknöpfen", sagte er. "Und außerdem muß ich die Patentierung ein bißchen vorantreiben."

Die Gabel halb vorm Mund, hielt Diana inne. "Wie lange wirst du fortbleiben, Bill?" Hart klang ihre Stimme.

Es ist merkwürdig, daß man ganz eng mit anderen Menschen zusammenlebt und doch nicht merkt, was sich im Grunde genommen vor den eigenen Augen abspielt — weil es eben unmerklich vor sich geht. Plötzlich blaß geworden, blickte Tubby seine Frau an. Sein Körper war ganz steif geworden. Die Luft schien jählings wie elektrisch geladen. An der Art, wie sie gesprochen hatte, hatte sie sich verraten. Sie liebte Saeton. Tubby wußte es, und Saeton wußte es auch, denn er blickte nicht zu ihr hinüber und sagte ein wenig zu gleichmütig: "Ich bleibe doch nur eine Nacht fort. Das ist alles."

Seltsam. Nichts von Bedeutung war gesagt worden, und doch war es, als ob Diana ihre Vernarrtheit von der Mitte des Rollfeldes hinausgeschrien hätte. Dadurch, daß sie zu hitzig nachgefragt und dann noch in einem Ton wiederholt hatte, als handle es sich um eine Ewigkeit: "Zwei Tage!", hatte sie sich sozusagen nackt vor uns ausgezogen. Schweigen hing über dem Tisch, wie ein Sturm, der sich durch einen einzigen Blitz angekündigt hatte, aber immer noch nicht losgebrochen war.

Tubby hatte die Hände zur Faust geballt, und ich wartete darauf, daß er den Tisch umwerfen und sich auf Saeton stürzen würde. Während des Krieges hatte ich es erlebt, daß gesunde, vernünftige Männer, deren Nerven durch die andauernde Gefahr, durch die Eintönigkeit ihres Lebens und den beengten Raum einer Messe, in der sie zusammengepfercht waren, überspannt waren, grundlos aus der Haut fuhren und die unsinnigsten Dinge taten.

Aber er besaß ein reichliches Maß an Schwerfälligkeit, jene typisch säch-

sische Aversion gegen jegliche Theatralik, die gewisse Angelsachsen auszeichnet. Das Gepolter, als er den Stuhl zurückschob, zerriß die Stille. "Ich will bloß ein bißchen Luft schnappen." Seine Stimme zitterte. Das war das einzige Anzeichen dafür, daß in ihm ein Orkan wütet — dies Zittern und das düstere Glühen seiner Augen, deren Fettfältchen sich noch vertieft hatten. Seine Mundwinkel zuckten leicht, als er sich vom Tisch wegdrehte. Behutsam schloß er die Tür hinter sich, und dann hörten wir seine Schritte auf dem gefrorenen Boden, die sich langsam im Wäldchen verloren.

Wie vom Donner gerührt saßen wir drei eine Weile schweigend da, bis Saeton schließlich sagte: "Ist es nicht besser, du läufst hinter ihm her und begünstigst ihn, Diana? Ich will nicht, daß er mich im Stich läßt. Ohne ihn sind wir verloren."

"Kannst du denn überhaupt an nichts anderes denken, als an deine Motoren?"

Erst jetzt blickte er zu ihr auf. Irgend etwas war in seinem Gesicht, was ich nicht auszuloten vermochte — eine Art Verbitterung, ein Gemisch von Verlangen und von Hoffnungslosigkeit. "Nein", sagte er, und dies Wort schien aus seiner innersten Seele aufzusteigen.

Mit einem Ruck lehnte Diana sich vor. Ihr Gesicht war kreideweiß geworden, ihre Augen hatten sich geweitet, und sie keuchte, als liege sie im Endspurt eines Wettlaufs. "Bill, so kann es nicht weitergehen. Begreifst du denn nicht..."

"Ich habe dich nicht gebeten hierherzukommen", krächzte er. "Ich wollte dich nicht hier haben."

"Meinst du etwa, das wüßte ich nicht?" Sie schien meine Anwesenheit vollkommen vergessen zu haben und er auch. Sie hatten die Augen starr aufeinander gerichtet, als wollten sie sich gegenseitig verschlingen. "Aber jetzt bin ich einmal hier. Und so kann es nicht weitergehen. Du beherrscht alles. Selbst mich hast du unter dein Joch gezwungen. Wie lange du wegbleibst, ist mir völlig gleichgültig, aber ich kann nicht..." Sie unterbrach sich und blickte mich an, als ob sie meine Gegenwart zum erstenmal wahrnehme.

Ich schickte mich an aufzustehen, doch Saeton lehnte sich rasch vor und packte mich am Arm. "Du bleibst hier, Neil", sagte er. Ich glaube, er fürchtete sich davor, mit ihr allein zu bleiben. Mich immer noch festhaltend, als wolle er sich an irgend etwas Realem und Vernünftigem anklammern, wandte er sich wieder ihr zu und sagte mit kalter, geradezu gefühlloser Stimme: "Such Tubby. Er braucht dich, ich nicht."

Mit zuckenden Lippen starrte er sie an. Sie wollte ihn bezwingen, wollte seinen Widerstand brechen, aber ich glaube, die Wahrheit seiner Worte traf sie wie ein Keulenschlag, denn plötzlich traten ihr Tränen in die Augen, Tränen der Empörung, der Verzweiflung, und dann wandte sie sich ab und lief hinaus. Wir hörten, wie sie die Tür ihres Zimmers hinter sich zuknallte und dann ihr gedämpftes Schluchzen.

Langsam lockerten sich Saetons Finger, und er ließ meinen Arm los. "Zur Hölle mit allen Weibern!" fluchte er halblaut.

"Willst du sie denn haben?" fragte ich, ohne nachzudenken.

"Selbstverständlich", antwortete er, die Stimme so gespannt wie eine Violine und zitternd vor Leidenschaft. "Und sie weiß es." Er stieß ein Wutknurren aus und stand auf. "Aber es ist nicht eigentlich sie, auf die sich mein Verlangen richtet. Jede andere Frau täte es ebenso. Auch das weiß sie... jetzt jedenfalls." Mit großen Schritten durchmaß er den Raum, und ich sah, wie er automatisch in der Tasche nach

Ungestüm versuchte sie, sich mir zu entwenden. Einen Augenblick rangen wir miteinander. Doch sie war stark, und mein Begehren schwand, je heftiger ihr Widerstand wurde. Schließlich ließ ich sie los. "Sie... Sie..." stieß sie atemlos hervor.

einer Zigarette suchte. "Ich habe zu lange von der Welt abgeschnitten gelebt. Verdammt noch mal! Da stehe ich, die Zukunft, von der ich nun schon seit Jahren träume, fast greifbar vor mir, und all das soll in die Binsen gehen, bloß weil eine Frau die Bedrängnis meiner Urinstinkte wittert? Nein!"

"Kannst du sie nicht wegschicken?" schlug ich vor.

"Wenn sie geht, geht Tubby auch. Er liebt sie mehr als sich selbst oder die Zukunft." Er wandte sich um und sah mich mit großen Augen an. "Und Diana liebt ihn auch. Dies hier ist nur..." Er zögerte, und dann kam es bitter wie Galle aus seinem Mund: "Verstehst du, Neil, ich glaube, ich bin vollkommen unfähig zur Liebe. Ich weiß gar nicht, was das eigentlich soll: Liebe. Else wußte das, ich glaube, sie würde mir über diese Zeit mönchischer Einsamkeit hinweghelfen. Aber als es drauf ankam, wollte sie etwas von mir, was ich ihr einfach nicht geben konnte." Er stieß ein rohes Lachen aus. "Diana ist anders. Aber sie hat Tubby. Was sie treibt, ist nichts weiter, als der Drang nach Aufregung. Das ist ein Faktor, den man bei Frauen nicht unterschätzen sollte, dies ständige Aufspüren von etwas Neuem, diese Sucht, Eroberungen zu machen. Warum zum Teufel kann sie sich denn nicht mit dem bescheiden, was sie hat?" Seine Hand krallte sich mir in die Schulter. "Geh und such Tubby, Neil, ja? Sag ihm... O sag ihm, was du willst, die Hauptsache ist, du beruhigst ihn. Ich kann den Motor allein nicht weiterbauen und du auch nicht. Er ist von Anfang an dabei gewesen. Das Ausgangsmuster funktioniert nämlich nicht, weißt du. Monatlang habe ich mich in die Motorenbaukunde hineingekniet, habe Gutachten angefordert und versucht, es mit dem Grips anderer zu schaffen. So konstruierte ich einen etwas abgewandelten Typ, flog ihn in einer alten Hurricane und machte Salat daraus. Dann lernte ich

Tubby kennen, und mit seiner phantastischen Improvisationsgabe gelang es uns, den einen Motor zu bauen, der funktionierte. Geh zu ihm und rede ihm gut zu. Er muß hierbleiben, jedenfalls noch für einen Monat. Tut er es nicht, hast du dein Geld verloren."

Ich fand Tubby im Hangar, und ich glaube, in diesem Augenblick fing ich an, ihn wirklich zu bewundern. Still und ruhig bastelte er an einem Lager herum, das nicht passen wollte. Noch ehe ich überhaupt den Mund aufmachen konnte, sagte er: "Bill schickt dich, nicht wahr?"

Ich nickte. Er ließ das Lager sinken. "Sag ihm nur, daß ich es verstehe." Und dann, mehr zu sich selbst, murmelte er: "Es ist nicht seine Schuld. Er hat etwas, was Diana braucht — brauchte, schon ehe sie hierherkam — eine Ruhelosigkeit, eine Sucht nach Veränderung. Und ich dachte, dadurch, daß ich sie hierherbrachte..." Er machte mit der Hand eine hilflose Geste. "Nun, es wird sich schon alles einrenken. Ihr fehlt eben ein Kind, aber..." Er seufzte. "Sag Bill nur, es ist alles in Ordnung. Ich mache ihm keine Vorwürfe, solange er mir keinen Grund dazu gibt. Es wird sich schon alles wieder einrenken", wiederholte er, um dann ruhig hinzuzusetzen: "Mit der Zeit."

Am nächsten Morgen fuhr Saeton auf dem alten Motorrad, unserem einzigen fahrbaren Untersatz, nach London. Erst nachdem er fort war, wurde mir klar, wie sehr unser aller Arbeitstempo von ihm abhing. Ohne die zwingende Begeisterung Saetons war alles schal. Tubby arbeitete mit der Konzentration des Mannes, der versucht, sich durch die Arbeit zu betäuben und zu vergessen, doch das war eine negative Kraft. Was mich selbst betrifft, so merkte ich, daß sich die Stunden mit einemmal endlos dehnten, und ich nahm mir vor, noch am selben Abend zu Else zu gehen und zu versuchen, mich mit ihr auszusöhnen. Es war mir



nicht gelungen, sie aus meinen Gedanken zu verbannen, was wohl, wie ich glaube, daran lag, daß ich sie an jenem ersten Abend zusammen mit Saeton im Hangar gesehen hatte. Der Grund, den ich zuerst für ihr Zusammensein mit Saeton angenommen hatte, hatte sich als falsch erwiesen, und jetzt stieg drängend der Wunsch in mir auf, die Wahrheit zu erfahren. Im übrigen fühlte ich mich einsam. Wahrscheinlich hätte jede andere Frau diesem Zustand abhelfen können — damals jedenfalls. Aber es gab nun einmal keine andere als sie, und als Tubby und ich daher Feierabend machten, ging ich zum Herrenhaus hinunter.

Diesmal waren die Vorhänge des Küchenfensters zugezogen, und als ich klopfte, war es nicht Else, die mir öffnete. Eine kleine, grauhaarige Frau mit raschelndem Seidenrock, eingehüllt in eine Jasminwolke, stand vor mir im hellen Türviereck. „Ich hätte gern Miß Else Langen gesprochen“, erklärte ich verlegen.

Sie lächelte. „Else ist oben und zieht sich um. Kommen Sie vom Flugplatz? Dann müssen Sie Mr. Fraser sein. Wollen Sie nicht hereinkommen? Ich bin Mrs. Ellwood.“ Sie schloß die Tür hinter mir. „Ist es nicht schrecklich kalt auf dem Flugplatz und in den Hallen? Ich meine, Mr. Saeton müßte wirklich eine anständige Heizung einbauen lassen. Wie oft habe ich ihm nicht gesagt, daß er uns jederzeit willkommen wäre, wenn er oder seine Freunde es ein bißchen gemütlich haben wollten, aber er ist ja von einer wahren Arbeitswut besessen.“ Wir standen jetzt in der Küche, und sie trat an den Kochherd und rührte kräftig den Inhalt einer Bratpfanne, wobei sie den Hauskittel, den sie über ihrem Seidenkleid trug, sorgsam zuhielt. „Haben Sie schon zu Abend gegessen, Mr. Fraser?“

„Nein. Wir essen später . . .“

„Warum bleiben Sie denn nicht und essen mit uns? Zwar gibt es heute nur Irish-Stew, aber . . .“ Sie zögerte. „Heute abend koche ich. Wir gehen nämlich zum Rot-Kreuz-Ball nach Marlborough. Im Grunde tun wir es nur Elses wegen. Das arme Kind ist kaum jemals irgendwo hingekommen, seit sie bei uns ist. Natürlich, sie ist ein Flüchtling und ist hier unser Hausmädchen, aber ob Dienstmädchen oder nicht, ich halte es nicht für richtig, so ein junges Ding ganz vom Leben auszuschalten. Mr. Saeton und Mr. Carter können ihr auch nicht die Gesellschaft ersetzen, denn wir bekommen ja so gut wie nie etwas von ihnen zu sehen. Und dabei ist es so einsam hier. Wie finden Sie Else? Finden Sie sie nicht auch sehr hübsch, Mr. Fraser?“

„Ich finde sie ganz bezaubernd“, murmelte ich.

Sie zwinkerte mir schelmisch zu. Offenbar war sie mit meiner Antwort sehr zufrieden. „Was haben Sie vor heute abend, Mr. Fraser?“

„Nichts. Ich wollte nur . . .“

„Würden Sie mir dann einen Gefallen tun? Kommen Sie doch mit uns zum Tanzen! Sie würden mir wirklich einen großen Gefallen tun. Wissen Sie, eigentlich sollte mein Sohn mitkommen, der in Swindon bei der Eisenbahn arbeitet, aber heute nachmittag hat er angerufen und abgesagt, da er nach London muß. Wenn es sich um ein englisches Mädchen handelte, würde das ja weiter nichts machen. Aber Sie wissen ja, wie es auf einem Ball in einer Kleinstadt ist, und dann“ — sie sprach ganz leise — „und dann ist sie auch noch Deutsche. Es wäre wirklich sehr nett von Ihnen.“

„Aber ich habe gar nichts anzuziehen“, murmelte ich.

„Oh!“ Sie fuhr mit dem Löffel durch die Luft wie eine gute Fee, die meine Arbeitskleidung auf der Stelle in einen

eleganten Abendanzug umzaubern könne. „Das macht, glaube ich, nichts. Sie sind ungefähr so groß wie mein Sohn. Kommen Sie, das werden wir gleich haben.“

Und natürlich paßte mir der Anzug. Wie hätte es auch anders sein können an diesem Abend! Als ich mich fertig angezogen hatte, waren die drei schon in der großen Halle versammelt, Colonel Ellwood schenkte Whisky aus einer Karaffe in Gläser, die im Schein des Kaminfeuers blitzten und funkelten. Er war groß gewachsen, hielt sich betont aufrecht und hatte graues Haar und ein schönes, schmales Gesicht. Seidenraschelnd huschte seine Frau hin und her. Und Else saß in einem großen Lehnstuhl und starrte ins Feuer. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, und ihr Gesicht und ihre Schultern schimmerten wie Marmor. Ein wenig verloren und furchtsam kam sie mir vor. Sie blickte auch nicht auf, als ich eintrat, und erst als Mrs. Ellwood sie anrief, wandte sie den Kopf. „Mr. Fraser kennen Sie ja schon, nicht wahr?“ Da sah sie mich, und ihre Augen weiteten sich. Einen schrecklichen Augenblick dachte ich, sie würde hinauslaufen, doch sagte sie mit kalter, betont distanzierter Stimme: „Guten Abend“, und wandte sich wieder dem Feuer zu.

Während des ganzen Abendessens war sie äußerst schweigsam, und als wir zusammen auf dem Rücksitz des Autos saßen, zog sie sich in ihre Ecke zurück. Der milchig weiße Widerschein der Scheinwerfer huschte über ihr Gesicht. Erst als wir in der Wärme des Tanzsaales miteinander tanzten, brach sie das eisige Schweigen und ich glaube, es war nur die noch größere Verlorenheit in dieser fremden Umgebung, die sie veranlaßte, zu sagen: „Warum sind Sie gekommen?“

„Weil ich mich einsam fühlte“, antwortete ich.

„Einsam?“ Während des Tanzens blickte sie zu mir auf. „Aber Sie haben doch Ihre . . . Freunde.“

„Ich arbeite nur zufällig dort, das ist alles.“

„Aber es sind Ihre Freunde.“

„Vor drei Wochen kannte ich noch keinen einzigen von ihnen.“

Verwundert starrte sie mich an. „Aber Sie sind doch Teilhaber. Sie haben das Geld aufgebracht.“ Sie zögerte. „Warum sind Sie denn überhaupt hierhergekommen, wenn Sie sie nicht kennen?“

„Das ist eine lange Geschichte“, antwortete ich, und zog sie im Schwung des Tanzes an mich. Plötzlich fühlte ich das drängende Bedürfnis, ihr alles zu erzählen, sagte jedoch statt dessen: „Ich möchte mich wegen neulich abend bei Ihnen entschuldigen, Else. Ich dachte . . .“ Ich wußte nicht, wie ich es sagen, wie ich mich ausdrücken sollte, und so sagte ich: „An jenem Abend, als ich nach Membury kam . . . warum waren Sie da zusammen mit Saeton im Hangar?“

Sie schlug ihre grauen Augen auf, blickte mich an, und dann wanderten sie zu der Narbe auf meiner Stirn. „Das ist auch ein lange Geschichte“, sagte sie langsam. Und dann, wesentlich freundlicher als bisher: „Sie sind ein merkwürdiger Mensch.“

„Warum dachte Saeton damals, daß ich ein Freund von Ihnen sei?“ fragte ich. „Warum hat er mich auf deutsch angerufen?“

Einen Augenblick lang antwortete sie mir nicht, und ich fürchtete schon, sie würde meine Frage einfach ignorieren, doch zuletzt sagte sie: „Vielleicht werde ich Ihnen das eines Tages erzählen.“ Schweigend tanzten wir eine Weile. Ich habe gesagt, daß sie eine große Frau sei, doch tanzte sie mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Es war, als hätte ich eine Flaumfeder im Arm, und doch spürte ich mit meinen Händen ihren kraftvoll warmen Körper. Diese Wärme und die Musik stiegen mir zu Kopf und brachten mir die Einsamkeit und die Spannung der letzten Wochen grausam zum Bewußtsein.

„Warum sind Sie heute abend zur Farm gekommen?“ fragte sie mich plötzlich.

„Um Sie zu sehen“, entgegnete ich.

„Um sich zu entschuldigen?“ Zum erstenmal heute abend sah ich sie lächeln. „Das brauchten Sie nicht.“

„Ich hab's Ihnen ja gesagt . . . ich fühlte mich einsam.“

„Einsam!“ Ihr Gesicht schien sich plötzlich zu verhärten. „Sie haben ja keine Ahnung, was das heißt: Einsamkeit. Bitte, kommen Sie, lassen Sie uns etwas trinken. Die Kapelle hatte aufgehört zu spielen, und wir gingen hinüber an die Bar „Prost dann, darauf, daß die Motoren ein Erfolg sind.“ Leicht hatte sie das gesagt, doch als sie trank, ließ sie mich nicht aus den Augen und lächelte nicht. „Warum trinken Sie nicht? Sie sind doch wohl nicht auch so vernarrt in die Motoren wie Mr. Saeton?“

„Nein“, sagte ich.

Sie nickte. „Natürlich nicht. Für ihn sind sie ein Teil seiner Natur . . . ein großer Mühlstein, den er um den Hals trägt.“ Sie zögerte, doch dann sagte sie: „Jeder schafft sich seine eigene, ganz private Hölle, und Saetons Hölle sind diese Motoren, ja?“ Wieder blickte sie mir in die Augen. „Wann werden Sie fertig sein? Wann werden Sie fliegen?“

Ich zögerte, doch warum sollte ich es ihr nicht sagen. Sie wohnte ja so nahe beim Flugplatz, daß sie uns ohnehin sehen würde, wenn wir mit den Testflügen begannen. „Wenn wir Glück haben, können wir Weihnachten mit den Testflügen beginnen. Die Flugfähigkeitstests sind für die erste Januarwoche festgelegt.“

„Tatsächlich?“ Eine plötzliche Erregung schimmerte in ihren Augen.

„Dann fliegen Sie also die Luftbrücke mit. Hoffentlich ist Ihr Freund Saeton glücklich.“ Ihre Stimme zitterte leicht. Sie war plötzlich wie verwandelt, und die Erregung, die ich in ihren Augen gesehen hatte, war jählings tiefer Verbitterung gewichen.

„Warum interessieren Sie sich eigentlich so sehr für Saeton?“ fragte ich sie.

„Ich? Für Saeton?“ Sie schien überrascht, geradezu erschrocken.

„Lieben Sie ihn?“ fragte ich.

Ihre Züge verhärteten sich noch mehr, und sie biß sich auf die Unterlippe. „Was hat er gesagt?“

„Nichts“, sagte ich.

„Warum fragen Sie mich denn, ob ich ihn liebe? Wie kann ich einen Mann lieben, den ich hasse, einen Mann, der . . .“ Sie unterbrach sich, sprach nicht weiter und blitzte mich wütend an. „Oh!“ rief sie aus, „wie kurz von Begriff Sie sind! Sie begreifen nichts, gar nichts!“ Weiß legten sich ihre Finger um den Stiel ihres Glases, während ich nach der richtigen Antwort suchte.

„Warum sagen Sie, daß Sie ihn hassen?“ fragte ich

„Warum? Weil ich ihm das einzige angeboten habe, was ich noch anbieten hatte . . . weil ich wie eine Hündin zu ihm hingekrochen bin . . .“ Ihr Gesicht war plötzlich ganz weiß vor Empörung. „Er hat mich nur ausgelacht! Ausgelacht hat er mich, sage ich Ihnen, als wäre ich eine ganz gewöhnliche Nutte.“ Sie spie dies Wort fast aus, gerade so, als hasse sie sich selbst nicht weniger als Saeton. „Und dann kam diese Carter, Mrs. Carter. Er ist ein Teufel“, flüsterte sie, wandte sich dann plötzlich ab und starrte kläglich in die Menge, die um uns herum wogte. „Sie reden von Einsamkeit! Das heißt einsam sein: inmitten dieser vielen Menschen getrennt zu sein von seinen eigenen Landsleuten, ein Fremder in einem . . .“

„Sie meinen, ich verstehe Sie nicht“, sagte ich sanft. „Aber ich war achtzehn Monate in einem deutschen Gefangenenlager.“

„Das ist nicht das gleiche. Da waren Sie ja noch mit Ihren Landsleuten zusammen.“

„Aber nicht nach meiner Flucht. Drei Wochen bin ich durch Deutschland geirrt, immer gejagt und gehetzt.“

Sie sah mich einen Augenblick an und seufzte. „Dann können Sie es sich vielleicht doch vorstellen. Aber hier sind Sie nicht allein.“

Ich zögerte, ehe ich sagte: „Ich fühle mich einsamer als jemals zuvor.“

„Einsamer als jemals . . .“ Sie sprach den Satz nicht zu Ende und starrte mich ungläubig an. „Aber wieso denn?“

Ich nahm ihren Arm und führte sie in eine Sitzzecke. Jetzt mußte ich es ihr erzählen, mußte es irgend jemand erzählen. Und da sie Deutsche war und allein in England, wußte ich, daß meine Geschichte sicher bei ihr aufgehoben war. Da saßen wir in der Nische, das Feuer im Kamin knisterte, die Klänge der Tanzmusik drangen an unser Ohr, und ich hielt mich nichts zurück, sondern erzählte ihr alles genauso, wie es gewesen war. Als ich fertig war, legte sie ihre Hand auf die meine. „Warum haben Sie mir das alles anvertraut?“

Ich zuckte die Achseln. Ja, warum eigentlich? Ich wußte es selbst nicht. „Kommen Sie, lassen Sie uns tanzen.“

Danach redeten wir nicht mehr viel. Es war, als ließen wir uns beide in der Musik aufgehen. Schließlich kam Mrs. Ellwood und sagte, es wäre jetzt Zeit, zu gehen, denn ihr Mann müsse morgen frühzeitig an die Arbeit. Auf der Rückfahrt im Auto sprach Else zwar nicht, aber sie zog sich auch nicht mehr in ihre Ecke zurück. Sie lehnte sich mit der Schulter gegen mich, und als ich ihre Hand nahm, entzog sie sie mir nicht. „Warum sind Sie so schweigsam?“ fragte ich.

„Ich dachte an Deutschland, und wie herrlich wir uns dort hätten amüsieren können — früher. Kennen Sie Wiesbaden?“

„Nur aus der Luft“, erklärte ich und hätte mich ohrfeigen mögen, daß ich es sagte.

„Ja, natürlich . . . aus der Luft.“ Sie entzog mir ihre Hand und schien sich wieder in sich selbst zurückzuziehen. Die ganze Zeit über schwieg sie, und erst als wir die Straße nach Membury hinauffuhren, sagte sie in ruhigem Ton: „Bitte, kommen Sie nicht wieder, Neil.“

„Aber natürlich werde ich kommen“, erwiderte ich.

„Nein!“ Das klang fast wütend, und mit brennenden Augen starrte sie mich aus der Dunkelheit an. Sie packte meine Hand. „Bitte versuchen Sie doch, mich zu verstehen. Wir sind wie zwei Menschen, die sich für einen Augenblick durch einen Spalt in einer Mauer gesehen haben, die sie voneinander trennt. Was immer die SS meinem Vater auch angetan hat . . . ich bin Deutsche, und daran muß ich mich klammern, denn sonst habe ich nichts mehr auf dieser Welt. Ich bin Deutsche, Sie sind Engländer, und dann arbeiten Sie auch noch an den Motoren, die . . .“ Sie unterbrach sich und preßte meine Hand. „Ich habe Sie zu gern, Neil. Kommen Sie nicht wieder, bitte. Es ist besser so.“

Ich wußte nicht, was ich darauf entgegnen sollte, und dann hielt der Wagen schon bei dem Feldweg, der zum Flugplatz hinaufführte. „Den Anzug können Sie mir morgen wieder zurückbringen“, sagte Mrs. Ellwood. Ich stieg aus und bedankte mich für den schönen Abend. Als ich den Wagenschlag zuwerfen wollte, lehnte Else sich hinaus. „Hier in England ist es doch Sitte, daß man sich einen Abschiedskuß gibt, nicht wahr?“ Ihr Gesicht war ein blaßes Rund in der Dunkelheit, ihre Augen weit geöffnet. Ich beugte mich über sie, um sie auf die Wange zu küssen, fand jedoch ihre Lippen. „Leb' wohl“, flüsterte sie.

Als der Wagen wieder anfuhr, kicherten Mr. und Mrs. Ellwood vergnügt in sich hinein. Ich stand da, sah dem Wagen nach, bis ich sah, wie das rote Rücklicht in der Einfahrt zum Herrenhaus verschwand, ging dann den Feldweg zur Unterkunft hinauf und dachte über Else nach.

Fast drei Wochen sollten vergehen, ehe ich sie wiedersah, denn am nächsten Morgen kehrte Saeton mit der Nachricht zurück, daß unsere Maschine am zehnten Januar im Rahmen der Luftbrücke eingesetzt werde. Die Flugtauglichkeitsprüfungen waren auf den ersten Januar festgesetzt worden.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Vogelschau

ZB-Foto-Quiz-Auflösungen

Zu Foto 1: Viktor-Emanuel-Denkmal in Rom, Italien.

Zu Foto 2: Kathedrale von Reims in Frankreich.

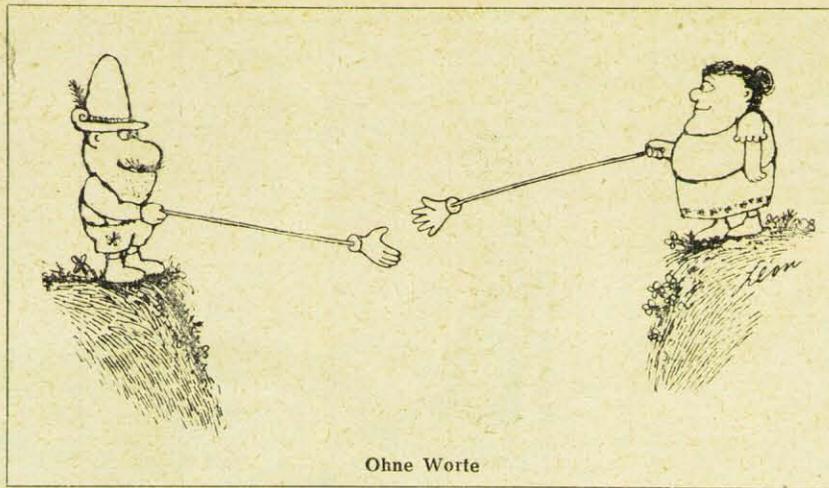
Zu Foto 3: Klippen von Dover in England.

Zu Foto 4: Karlsruhe in Baden-Würtbg.

WAHRE GESCHICHTEN

Stark umworben

Ein junger, sehr von sich eingenommener Schauspieler renommierte in Gegenwart seines großen Kollegen George: „Das Münchener Schauspielhaus und das Berliner Schillertheater streiten sich heftig wegen eines Gastspiels von mir.“ „Ich hab's gehört“, warf George ein, „die Münchener wollen, daß Sie unter allen Umständen in Berlin, und die Berliner, daß Sie in München spielen sollen.“



Ohne Worte



„Wie wird sich meine Nora freuen!“

Naturkunde

Brehm, der große Naturforscher und Tierfreund, wußte in Gesellschaft immer sehr interessant über die Tierwelt zu erzählen. Wenn er aber des vielen Erzählens müde war, konnte er durch bissige oder betont einfältige Antworten zu verstehen geben, daß er endlich „seine Ruhe“ haben wollte. Einmal hatte er sich in einer Gesellschaft des längeren über die Fische verbreitet. Nach Beendigung seiner Ausführungen trat eine junge Dame mit der Frage an ihn heran: „Herr Professor, können Fische auch schlafen?“ „Gewiß, liebes Fräulein, haben Sie denn noch nie etwas von einem Flußbett gehört?“ erwiderte Brehm schmunzelnd.

Nicht gefragt

Ein junger, 18jähriger Musiker, der sich hin und wieder mit der Komposition kleinerer Lieder befaßt hatte, frug Mozart: „Meister, was muß ich machen, um eine große Symphonie zu komponieren?“ Mozart meinte: „Lieber Freund, Sie sind noch sehr jung, versuchen Sie es zunächst noch etwas mit Liedkompositionen.“ Der junge Musiker erklärte treuherzig: „Meister, Sie haben doch schon in viel jüngeren Jahren Symphonien komponiert.“ Mozart: „Ich habe aber auch niemanden gefragt!“

Genau umgekehrt!

Wilhelm Busch, der große deutsche Humorist, liebte bekanntlich keine größeren Gesellschaften, mußte er aber einmal notgedrungen an einer solchen teilnehmen, verhielt er sich meist sehr wortkarg und beschränkte sich aufs Zuhören. Versuchte man, ihn mit Gewalt in ein ihm banal erscheinendes Gespräch zu verwickeln, riskierte man, von ihm eine einfältige, statt der erwarteten witzigen Antwort zu erhalten. Einmal verzichtete sein Tischnachbar auf den Kaffee, der nach einem Abendessen gereicht wurde. Er glaubte, dieserhalb Wilhelm Busch eine Erklärung zu schulden: „Wissen Sie, Herr Busch, immer, wenn ich abends Kaffee trinke, kann ich nicht schlafen; wie ist es damit bei Ihnen?“ „Bei mir ist es gerade umgekehrt: Immer, wenn ich abends schlafe, kann ich keinen Kaffee trinken“, erklärte Busch trocken.

Vierte Dimension

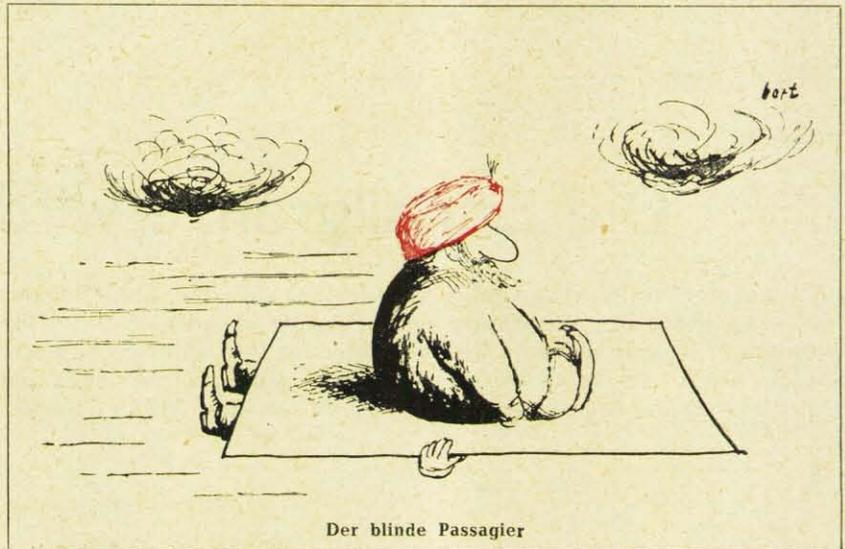
Ein findiger amerikanischer Buchverleger brachte zum letzten Weihnachtsfest ein originelles Schaufensterplakat heraus. Auf diesem stand zu lesen: „Sehr verehrte Damen und Herren! Diese Dinger hier nennt man Bücher. Sie machen keinen Lärm. Sie lösen sich nicht plötzlich in Wellen oder Schneesturmeffekte auf. Sie machen auch keine Pause für Reklamedurchsagen. Und jedes von ihnen ist dreidimensional. Es hat Länge, Breite und Dicke. Außerdem leben sie, meine verehrten Damen und Herren, unbegrenzt in der vierten Dimension, in der Dimension der Zeit nämlich, wenn Sie diese Dinger lesen.“

Ein toller „Zahn“

Mit tollem „Zahn“ raste der Rettungswagen des 13. Bezirkes durch Wiens Straßen. Hintendrin saß ein Zahnkranker. Er war am Verbluten. Plötzlich: Ein mörderischer Krach. Eine unvorsichtige Straßenbahn hatte just den Weg gekreuzt. Ergebnis: Fahrer, Beifahrer und Sanitäter schwer verletzt. Der Todeskandidat aber war gesund. Der Schreck hatte die Blutung gestoppt.



Ohne Worte



Der blinde Passagier



„Damit wäre also der Vertrag perfekt. Jetzt brauchen Sie nur noch zu unterschreiben.“



„Miß Gloria will nicht mit dem Kamel auftreten! Sie sagt, der Vergleich falle zu ihren Ungunsten aus...“

Für jeden etwas

Komisch, nicht?

Großzügig

Frau Ella hatte endlich eine Hausangestellte gefunden. „Bei uns werden Sie es leicht haben“, sagte sie. „Wir haben keine Kinder.“ Das Mädchen lächelte. „Oh — meinerwegen brauchen Sie sich keine Hemmungen aufzuerlegen.“

Vergebliches Lob

Lang, lang ist's her — da durfte man es mit der Pünktlichkeit der Bahnen nicht so genau nehmen. Die Bürger von Unterpuffeltingen konnten ein Lied davon singen. Einmal täglich nur rollte die Kleinbahn ins Städtchen ein, aber immer zu spät, oft um viele Stunden.

Die Rentner Heribert und Thomas tranken ihr Nachmittags-Helles gern in der Bahnhofswirtschaft, denn dort gab es besonders gutes Bier. Einmal saßen sie wieder dort am Tischchen vor der Tür, als gerade das Bahnlein einlief. Heribert und Thomas sahen auf die Uhr und wußten sich vor Staunen gar nicht zu fassen. Pünktlich auf die Minute war der Zug gekommen.

„Das muß belohnt werden“, rief der immer vergnügte Heribert, sprang auf, faßte Thomas an der Hand und rannte mit ihm nach vorn zur Lokomotive. Mit hallender Stimme begann er dem pflichtgetreuen Lokführer eine Lobrede zu halten. Aber leider kam er nicht weit.

„Sparen Sie sich das Lob“, sagte der Lokführer. „Das habe ich nicht verdient. Wir sind der Zug von gestern.“

Schweizer Wertarbeit

Eine Überraschung erlebte der Kongreßabgeordnete Prince H. Preston aus dem US-Staat Georgia. Auf der Brüsseler Weltausstellung hatte er sich im russischen Pavillon ein Sputnik-Modell gekauft, das sogar Pieptöne von sich gab. Die Reklame behauptete, auch dieser Modell-Satellit sei ein Beispiel für den technischen Fortschritt der Sowjetunion. Irgendwie kam Mr. Preston die Sache jedoch verdächtig vor. Nach den USA zurückgekehrt, untersuchte er das Ding mit einem Vergrößerungsglas und entdeckte einen kleinen, aber deutlich lesbaren Stempel mit der Auf-

schrift „Swiss Made“ (hergestellt in der Schweiz).

Immer so

Anita war schön, aber eiskalt. Die Männer umflatterten sie wie die Moten das Licht, und fast alle verbrannten sich die Flügel.

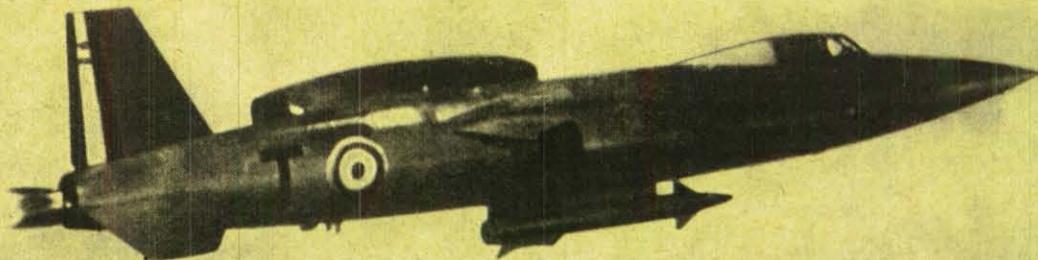
Da hatte wieder einmal ein Verehrer der schönen Anita einen Heiratsantrag gemacht. „Nein“, sagte sie, „ich mag Sie nicht.“ Und ironisch setzte sie hinzu: „Ich nehme an, jetzt gehen Sie nach draußen und nehmen sich auf der Stelle das Leben.“

Der Abgewiesene nickte. „Ja“, sagte er trocken. „Das mache ich in solchen Fällen immer.“

Urlaub für Tiere

Auch die Tiere brauchen einmal einen Ruhetag in der Woche, erklärte der Direktor des Zoos von Midland im Staate Texas. Die Insassen seines Gartens seien wegen des täglichen starken Besucherandrangs am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Künftig wird der Zoo von Midland montags geschlossen sein.

Doppelte Überschallgeschwindigkeit erreicht die französische Trident mit ihrem zweistrahligen Raketentriebwerk, das sie in zweieinhalb Minuten auf 15 000 m Höhe bringt. Als Bewaffnung dienen 2 Raketen.



Die Schallgrenze wird durchbrochen. Die Hitzemauer

In unserer vorigen Ausgabe schilderten wir die Anfänge der raketentriebenen Flugzeuge in Deutschland, das erfolgreiche Pionierarbeit auf diesem Gebiet geleistet hat. Unser heutiger Bericht zeigt die Entwicklung in anderen Ländern, die teils auf den deutschen Erfahrungen fußen, teils andere Wege gingen.

Auch Japan hatte als eine der Achsenmächte von der deutschen Raketenentwicklung profitiert. So wurde bei der japanischen Marine die deutsche Me-163 unter der Bezeichnung Susui nachgebaut. Am bekanntesten sind jedoch die von den sogenannten Kamikazefliegern gesteuerten Bomben, bei deren Explosion auch der Pilot mit umkam. Das Wort Kamikaze bedeutet Himmels- oder Götterwind und wird aus einer alten japanischen Sage hergeleitet. Die Piloten dieser Todesflugzeuge genossen schon zu Lebzeiten göttliche Verehrung und trugen eine besondere Kleidung, die für Heeres- und Marineflieger unterschiedlich war.

Es gab viele solcher gesteuerter Bombentypen. Die bekannteste war die Baka oder Marudai. Die Baka wurde von einem Mutterflugzeug auf rund 1500 m Höhe geschleppt und etwa 8–10 km vor dem Ziel ausgeklinkt. Gleich nach dem Abwurf zündete der Pilot den im Heck angebrachten Raketentreibsatz und stürzte sich mit der Bombe ins Ziel. Bei einem Start aus rund 9000 m Höhe konnte eine fliegende Bombe des Typs Baka noch eine Strecke von etwa 96 km zurücklegen. Die Geschwindigkeit betrug je nach Größe des Gleitwinkels 850–950 km/h. Der Schaden, den die Kamikazeflieger anrichteten, war enorm. Die Amerikaner verloren allein während der Schlacht um Okinawa 33

Kriegsschiffe, darunter Kreuzer, Flugzeugträger und rund 60 Truppentransporter. Dabei wurden 225 Schiffe beschädigt.

Der Angriff auf die Schallmauer beginnt

Die Entwicklung in Amerika auf dem Gebiet der raketentriebenen Flugzeuge begann ähnlich wie in Deutschland mit Segelflugzeugen, die mit einem Raketentreibsatz ausgerüstet waren. Die ersten Arbeiten an diesen Projekten gehen auf das Jahr 1933 zurück, blieben jedoch ohne nennenswerten Erfolg.

Die eigentliche Entwicklung begann während des zweiten Weltkrieges mit dem Bau der Northrop MX-324, die von einem bei Aerojet gebauten Flüssigkeits-Raketentriebwerk angetrieben wurde, das einen Schub von 90 kp erzeugte. (Ein kp ist die Kraft, mit der das Gewicht von 1 kg auf seine Unterlage drückt.) Als Treibstoff dienten Salpetersäure und Monoäthylamin. Der Pilot dieses Flugzeuges lag auf dem Bauch, eine Lage, die sich als besonders günstig bei hohen Beschleunigungen erwies. Der erste Flug fand im Juli 1944 in Kalifornien statt. Die Maschine startete und landete auf einziehbareren Kufen.

Als die Versuche mit der MX-324 die volle Brauchbarkeit des Raketenantriebes erwiesen hatten, beauftragte die amerikanische Heeresluftwaffe noch im gleichen

Jahr die Bell-Flugzeugwerke mit der Entwicklung und Konstruktion eines Forschungsflugzeuges, das die Schallmauer durchbrechen sollte.

Die Ausschreibung enthielt folgende Bedingung: Die Maschine sollte in einer Flugzeit von 5 Minuten eine Geschwindigkeit von 1280 km/h und eine Höhe von 9000 m erreichen. Als Triebwerk wurde ein Raketentriebwerk verwendet, das ursprünglich für die amerikanischen Marineflieger entwickelt worden war. Die Rakete hatte vier Brennkammern, die wahlweise eingeschaltet werden konnten.

Bei einem Eigengewicht von nur 90 kg erzeugte das Triebwerk einen Schub von 2730 kp, der je nach Schaltung auf 2050, 1360 und 680 kp gedrosselt wurde.

1946 unternahm das Flugzeug von einem Boeing B-29-Bomber aus 10 Gleitflügen, denen am 9. Dezember des gleichen Jahres der erste Start vom Boden folgte.

Eine verbesserte Ausführung dieses Forschungsflugzeuges, die Bell X-1A, hatte das gleiche Triebwerk wie die X-1, konnte aber die doppelte Kraftstoffmenge mit sich führen. Die Maschine erreichte während ihres Versuchsprogramms auf dem Flugversuchszentrum Edwards in Kalifornien im November 1953 eine Höhe von 23 000 m und eine Geschwindigkeit von Mach 2,5, also zweieinhalbfache Schallgeschwindigkeit. (Die Machsche Zahl gibt das Verhältnis der Eigengeschwindigkeit eines Körpers zur Schallgeschwindigkeit des Mediums, in dem er sich bewegt (Luft), an. Die Schallgeschwindigkeit der Luft beträgt bei 20 Grad Celsius 340 m in der Sekunde.)

Eine Parallelentwicklung zu diesem Projekt der amerikanischen Luftwaffe war die von den US-Marinefliegertruppen in Auf-

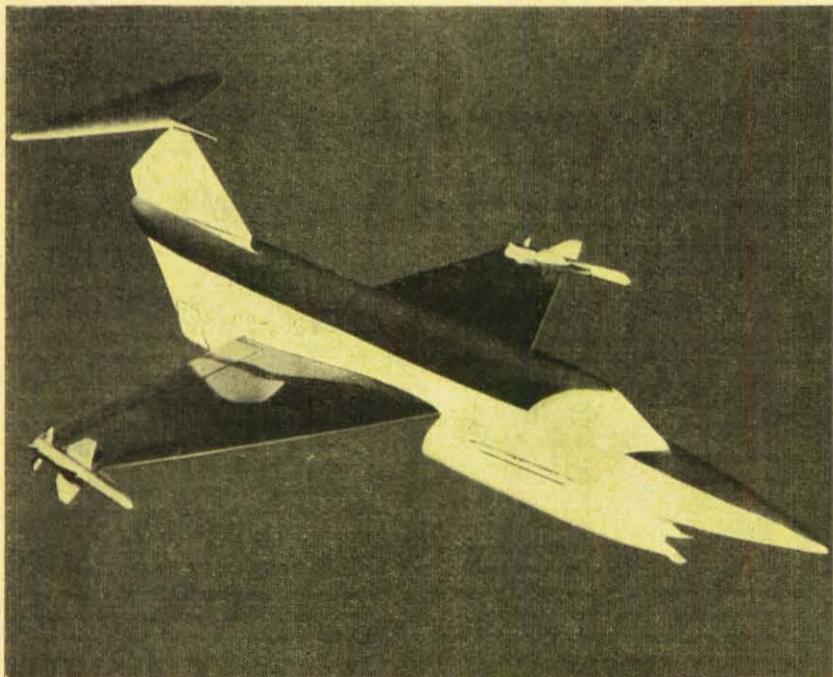
trag gegebene Douglas D-585-2 Skyrocket, zu deutsch: Himmelsrakete.

Sie war mit dem gleichen Triebwerk wie die Bell X-1A ausgerüstet und ist das erste Flugzeug, das zweifache Überschallgeschwindigkeit im Geradeausflug und die Rekordhöhe von rund 25 200 m erreichte.

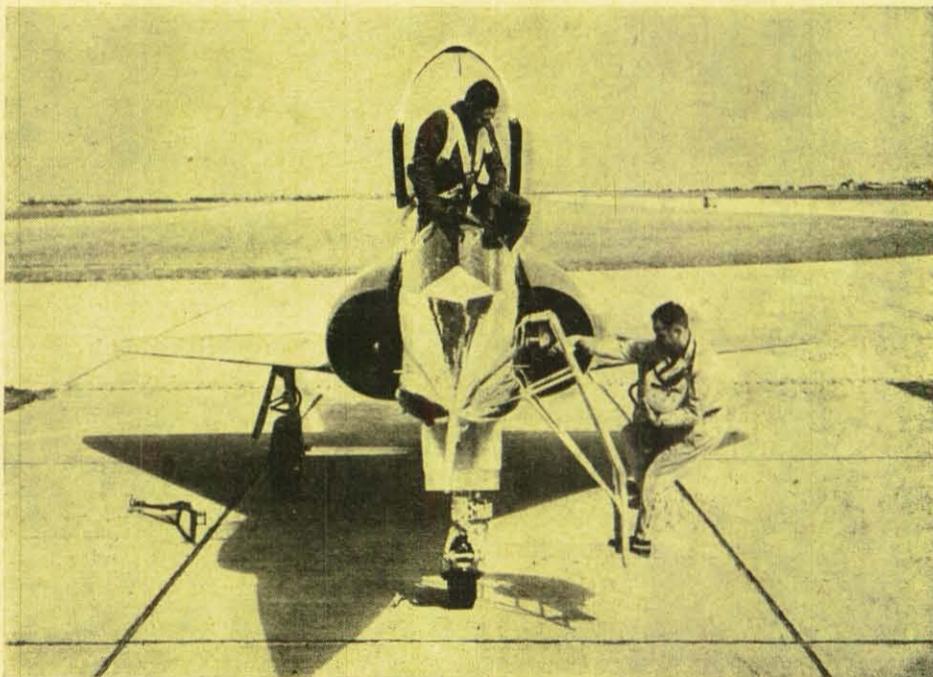
Das schnellste Flugzeug, das bis dahin gebaut und geflogen wurde, war die Bell X-2. Ihr Rumpf bestand aus einer Nickelstahllegierung, und als Triebwerk diente ein von den Curtiss-Wright-Werken gebauter Flüssigkeits-Raketentriebwerk XLR-25-1, dessen Schub von 6800 kp erstmals vom Piloten reguliert werden konnte. Auch dieses Flugzeug wurde auf dem Flugversuchszentrum in Edwards erprobt. Im August 1954 fand der erste Gleitflug von einem Trägerflugzeug aus statt; im November 1955 erfolgte der erste Start mit eigenem Antrieb vom Boden aus. Im Juli 1956 erreichte die X-2 die bisher für unerreichbar gehaltene Geschwindigkeit von 3040 km/h und die enorme Höhe von 38 200 m. Bei einem erneuten Rekordversuch, bei dem die Probleme der sogenannten Wärmemauer untersucht werden sollten, erreichte die X-2 mit rund 3700 km/h mehr als die dreifache Schallgeschwindigkeit.

Diesen Belastungen war die Struktur des Flugzeuges jedoch nicht gewachsen. An der Flugzeugaußenwand traten Temperaturen von 350 Grad Celsius auf; die Maschine verlor ihre Richtungsstabilität, und der Pilot Apt kam ums Leben.

Die weiteren amerikanischen Forschungen gehen dahin, innerhalb von zehn Jahren ein Flugzeug zu bauen, das in der Lage ist, 10fache Schallgeschwindigkeit zu erreichen. Das ist die doppelte Geschwindigkeit der North American X-15, die noch



Vom Bauprogramm gestrichen wurde dieser mit zwei Triebwerken ausgerüstete Mischantrieb-Abfangjäger der britischen Saunders-Roe-Werke. Nach den Richtlinien des britischen Weißbuches des Jahres 1957 wird sich England künftig mehr auf seine ferngelenkten Luftabwehraketen verlassen und den Bau bemannter Jagdflugzeuge einstellen.



Für deutsche Zwecke geeignet erscheint namhaften Militärs und Fachleuten der Luftwaffe und Bundeswehr die in Frankreich von den Dassault-Werken gebaute Mirage III. Dieses Jagdflugzeug ist mit einer Turbine für den Reiseflug und einem Raketentriebwerk für Steigflug und Gefechtsleistung ausgerüstet und erreicht hohe Überschallgeschwindigkeit.

Bemannter Raketenflug

II. Teil

fordert ihr erstes Opfer

in diesem Jahr ihren Erstflug ausführen und im nächsten Jahr in den Weltraum fliegen soll. (Siehe auch ZB Nr. 16 Seite 2, 3, 4.) Darüber hinaus existieren Pläne, ein Zivil-Luftverkehrsflugzeug zu bauen, das von Flüssigkeits-Raketentriebwerk angetrieben werden soll.

Die moderne Entwicklung in Europa

In Europa hat nach dem zweiten Weltkrieg Frankreich die Führung auf dem Gebiete der Entwicklung von Raketentriebwerken übernommen. Im Bau von Raketen-Kampfflugzeugen kann Frankreich sogar als führend in der ganzen Welt angesehen werden.

Eines der ersten Flugzeuge dieser Art ist die SO 9050 Trident II, für die auch Deutschland, Holland und Belgien Interesse bekundet haben. Sie erreicht Geschwindigkeiten von Mach 1,9 und Höhen von rund 18 000 m. Der einsitzige Abfangjäger wurde erstmals im Dezember 1955 von Charles Goujon geflogen, der im Vorjahr mit der gleichen Maschine bei einem Vorführungsfluge zu Tode kam.

Das Flugzeug ist besonders für die Bundesrepublik interessant, weil es leicht und verhältnismäßig billig zu bauen ist und von unvorbereiteten Plätzen aus starten und landen kann. Es ist ein Höhenabfangjäger, der auch für europäische Verhältnisse geeignet erscheint. Er kann innerhalb 2,5 Minuten auf 15 000 m Höhe steigen.

Der Mischantriebsjäger

Darüber hinaus setzt sich in Frankreich wie auch in Großbritannien der Mischantriebsjäger immer mehr durch.

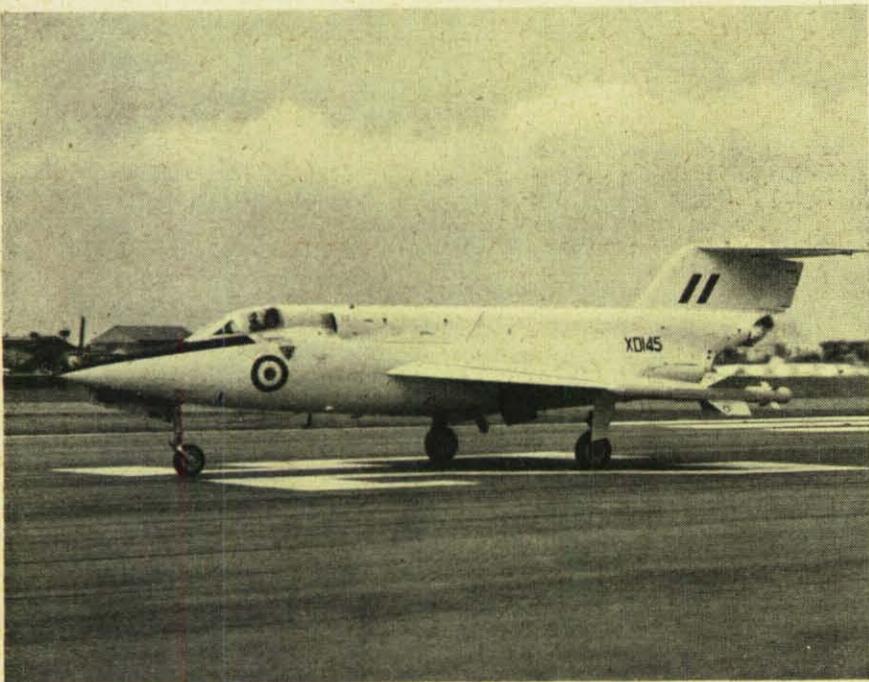
Ein solches Flugzeug ist mit einer Strahltriebwerke für den Reiseflug und einem Raketentriebwerk für den schnellen Steig- und

Gefechtsflug ausgerüstet. Das bekannteste Mischantriebsflugzeug ist jedoch die von den Dassault-Werken hergestellte Mirage III, die auf stärkstes Interesse in der Bundesrepublik gestoßen ist. Sie liegt in der Entscheidung um den deutschen Abfangjäger, die für September dieses Jahres erwartet wird, mit an erster Stelle. Das Flugzeug wurde im November 1956 erstmals erprobt. Inzwischen hat die Maschine mit einem SNECMA Atar 101G-Strahltriebwerk mit Nachbrenner und einem SEPR-Raketentriebwerk Geschwindigkeiten zwischen Mach 1,7 bis 2 und Höhen von 20 000 m erfliegen. Man kann die Mirage III wahlweise mit vier 30-mm-Aden-Kanonen, Luft-Luft-Raketen, Spreng- und Napalbomben bewaffnen. Sie hat ein automatisches Präzisionsradar mit langer Reichweite und könnte ebenfalls auf Kufen landen.

In England wurde die Flugzeugentwicklung für militärische Zwecke nach den Richtlinien des Weißbuchs aus dem Jahre 1957 sehr stark beschnitten. Lediglich das von den English-Electric-Werken gebaute Jagdflugzeug P 1B wird in beschränkter Anzahl weiter produziert werden. (In unserer Betrachtung sind die Bomber unberücksichtigt gelassen.) Die P 1B wird mit einem zusätzlichen Raketentriebwerk ausgerüstet, das zusammen mit den beiden von Rolls-Royce gebauten Strahltriebwerken der Maschine eine Geschwindigkeit von 2400 km/h verleiht.

Der Raketenantrieb half dem Menschen, die Probleme der Schall- und auch der Hitzemauer zu bewältigen.

Doch auch diesem Triebwerk sind noch Grenzen gesetzt. Der schaffende Menschengeist wird nicht ruhen, diese Grenzen zu erweitern und die Fesseln seiner Erdgebundenheit endgültig zu lösen.



Nur als Versuchsflugzeug dient die Saunders-Roe S.R. 53. Auch diese Maschine ist mit einer Strahltriebwerke und einer Rakete ausgerüstet, die der Maschine eine sehr hohe Überschallgeschwindigkeit vermitteln. Von diesem Muster sind nur einige Typen gebaut worden, da sie in der Hauptsache nur als Forschungsflugzeug Verwendung finden sollen.

die kleine



ZB

die kleine

Nervenzerietzend

Eine besondere Sensation hat sich eine amerikanische Fernsehgesellschaft ausgedacht. Aus einem Krankenhaus in Charleston in West-Virginien will sie den Verkauf einer Kaiserschnitt-Geburt auf die Bildschirme bringen.



Schwerer als die Schwerkraft

Die größten Hindernisse, die der Raumfahrt entgegenstehen, seien die Schwerkraft und der Papierkrieg, erklärte Werner von Braun auf die Frage eines Journalisten. Er setzte hinzu: „Mit der Schwerkraft können wir fertig werden, aber der Papierkrieg wächst uns manchmal über den Kopf.“



Rock-'n'-Roll-Beerdigung

In einem Sarg verpackt sollen die 5000 Rock-'n'-Roll-Platten des Rundfunksenders von Jackson im Staate Mississippi fortgeschafft werden. Die Sendeleitung will damit demonstrieren, daß der Rock-'n'-Roll „tot“ ist. Künftig soll nur noch „erwachsene Musik“ ausgestrahlt werden.



Lebensweisheit

Im Alter von 105 Jahren starb John Kneen auf der Insel Man. Er rauchte Pfeife und trank mäßig, aber regelmäßig. Sein Rat für ein langes Leben: „Sei fröhlich und mach dir keine Sorgen!“

Vom Fach

Gleich nach Verbüßung einer dreijährigen Gefängnisstrafe heiratete Glauco Azantini in Rom die Tochter eines Gefängniswärters. Seine Schwiegermutter leitet in der gleichen Anstalt die Frauenabteilung.



Fast 77 Stunden am Klavier

Ärzte mußten energisch eingreifen, um einem „Klavierspiel-Marathon“ in Petersburg im Staate Florida ein Ende zu bereiten. Von den sechs Pianisten, die sich zu dem Wettbewerb zusammengefunden hatten, saßen nach 76 Stunden und 46 Minuten immer noch zwei am Klavier und spielten müde-verbissen immer die gleichen Melodien. Obwohl sie sich alle zwei Stunden eine Ruhepause von fünf Minuten gönnen durften, waren sie so erschöpft, daß die Ärzte es nicht mehr verantworten zu können glaubten. Das Schiedsgericht erklärte beide Dauerspieler zu Siegern: den Nachtclubpianisten Jack Mayer und die ehemalige Rundfunksprecherin Noye Person. Beide bekamen als Preis ein Klavier.

„Haarsorcher“ aufgeplatzt

Wegen Betrug wurde der amerikanische „Haarspezialist“ Lynn Akers von einem belgischen Gericht zu einer Geldstrafe in Höhe von fast 2500 Mark verurteilt. Akers hatte von sich reden gemacht, als er sich erbot, den Herzog von Edinburgh von seinem Haarausfall zu kurieren. Lynn Akers nannte sich unberechtigterweise Doktor der Dermatologie (Hautarzt).

Tauschhandel

Ein „romantisches“ Angebot machte ein Warenhaus in Paragould im Staate Arkansas seinen Kunden zur Feier des 75jährigen Bestehens des Geschäftes. Für den Festtag wurde der uralte Tauschhandel der Pionierzeit wieder eingeführt. Für ein Zentnerschwein gab es einen Herrenanzug, für einen Schefel Tomaten ein Paar Herrenschuhe und für eine Gallone (4,5 l) Rübensaft einen Strohhut.

Berühmte Leute im Pauschal-Programm

Eine neue Attraktion haben sich amerikanische Reiseunternehmen für ihre Pauschal-Europareisen ausgedacht. Die Teilnehmer werden jetzt auch berühmten Persönlichkeiten vorgestellt. Zum Programm einer 17tägigen Europareise zum Einheitspreis von 1245 Dollar gehören ein Gespräch mit dem Schauspieler Rex Harrison in dessen Garderobe, ein Essen mit dem Herzog von Bedford, eine Teestunde bei dem Modeschöpfer Yves St. Laurent, ein Sektfrühstück bei Vivien Leigh und ein Essen bei Olivia de Havilland.

Wie einst Aga Khan

Einen tollen Gewinn heimste eine Amerikanerin bei einem Fernseh-Quiz ein. Sie darf sich ihr Körpergewicht in Gold aufwiegen lassen. Immerhin wiegt sie fast 77 kg, und sie freut sich, daß sie keine Schlankheitskur durchgemacht hat.

Analphabetin als Richterin

In einem Mordprozeß in Bogotá mußte die Verhandlung ausgesetzt werden, weil sich eine Laienrichterin als Analphabetin erwies. Als die öffentliche Verhandlung gegen Gregorio Garzón wegen Ermordung seiner Ehefrau eröffnet wurde, fragte der Staatsanwalt die Laienrichterin, ob sie die Anklageschrift gelesen habe. Er erhielt zur Antwort, das habe sie nicht getan, weil sie leider weder lesen noch schreiben könne. Sie sei lediglich in der Lage, ihren Namen „zu zeichnen“. Darauf wurde die Sitzung durch den Vorsitzenden aufgehoben, um durch Los eine neue Besetzung herbeizuführen. Die Kolumbianer sind fast zu 50% Analphabeten.

Pfadfinder-Luxus

Tadelnde Worte fand Amerikas Pfadfinder-Chef David Dunbar für die Lager der Jugendorganisation. Es gibt rund 3600 Pfadfindertage in den USA, die Hälfte davon ist mit allem Komfort ausgestattet, mit Tiefkühlanlagen und Geschirrspülmaschinen, mit heißen Duschen, Luftmatratzen, Kartoffelschälmaschinen, geheizten Bungalows und sogar Staubsaugern. Dr. Dunbar meint, es sei an der Zeit, den alten harten Pioniergeist wieder zu seinem Recht kommen zu lassen und den Luxus abzubauen.

Die Mittelmäßigkeit siegt

Die Menschheit könnte auf allen Gebieten weit fortgeschrittener sein, wenn es den Begabten gelänge, sich gegen die Mittelmäßigen durchzusetzen. Das erklärte Dr. Percy Bridgman, Nobelpreisträger und emeritierter Professor der Harvard-Universität. Seiner Auffassung nach ist ein Degenerationsprozeß größten Ausmaßes im Gange. Einfluß und Macht geraten immer mehr in die Hände der Mittelmäßigen.

Alarm am Nordpol

Fortsetzung von Seite 3

sabotieren, einnehmen und besetzen oder durch Lenk Waffen zerstören. Diese Maßnahmen werden für ein einzelnes, getaucht im Ozean lauendes Atom-U-Boot unwirtschaftlich. Eine wirkungsvolle Bekämpfung dieser Boote wird noch mehr erschwert, wenn sie getaucht unter der riesigen Eiswüste des Nordpols unter Kubikkilometern ewigen Eises in Bereitschaft liegen.

Den Atom-U-Booten stehen nicht, wie den Bombern des Strategischen Luftkommandos, nur einige Stützpunkte zur Verfügung, die dazu noch sehr verwundbar sind. Gekoppelt mit der Beherrschung des Luftraumes über der See, stehen der Atom-U-Boot-Flotte die Weltmeere als Operationsbasen offen.

Lenk Waffen für U-Boote

Auch eine eventuelle Blockade Europas durch die Sowjets könnte mit solchen Booten wirksam durchbrochen werden. Bisher sind 19 Atom-U-Boote geplant, die teils fertig und schon in Dienst gestellt sind, teils sich noch im Bau befinden. Die letzten drei

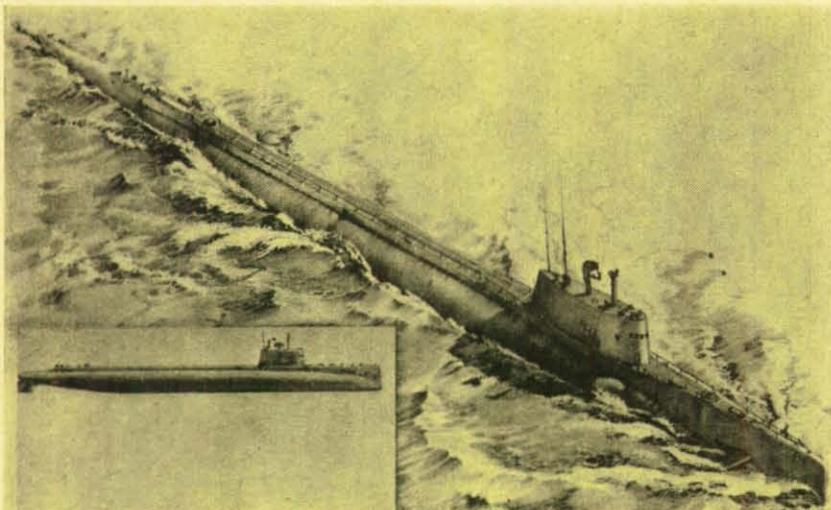
werden für den Abschub von Lenk Waffen des Typs Polaris eingerichtet sein. Hinzu kommen noch die für das Finanzjahr 1959 (in den USA: 31. Juli 1959 bis 31. Juli 1960) veranschlagten fünf weiteren Boote der SARGO-Klasse, die ebenfalls Lenk Waffen-Abschubeinrichtungen haben.

Preis der Freiheit — ständige Einsatzbereitschaft

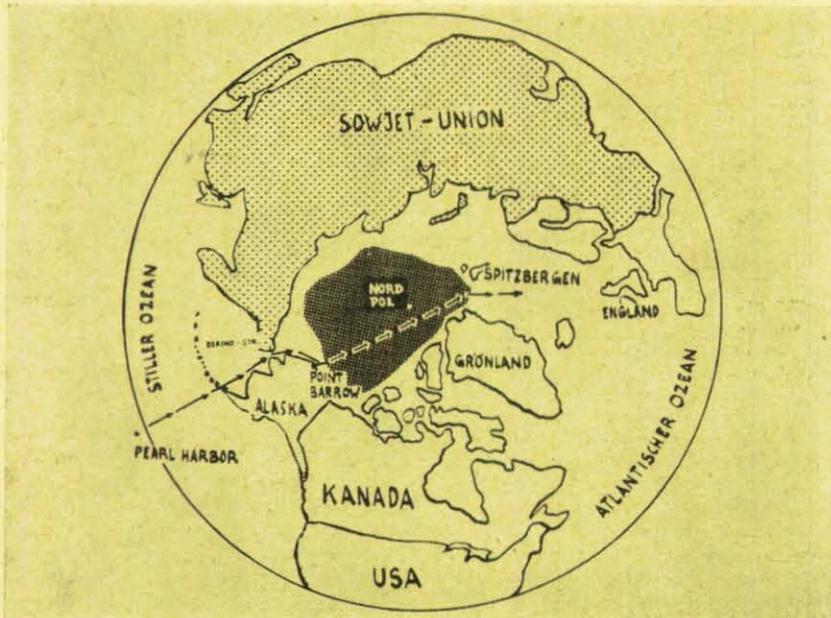
Unter diesem Motto stehen die Operationen der U-Boot-Flotte der amerikanischen Kriegsmarine, die in 24stündigem täglichen Einsatz einen wesentlichen Beitrag zur Erhaltung des Weltfriedens leistet.

Dies gilt besonders für die neuen Atom-U-Boote, die mit ihrer gewaltigen Reichweite und hohen Unterwassergeschwindigkeit mehr denn je Platz im strategischen Denken der amerikanischen Generalstabsoffiziere gefunden haben.

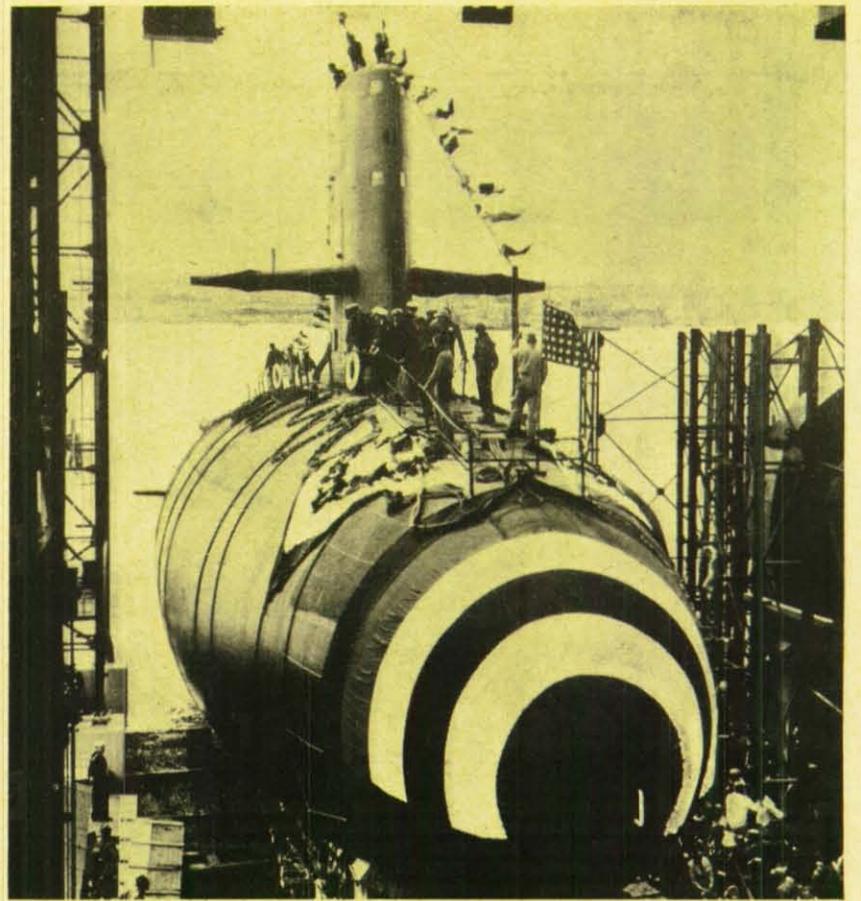
So verbrachte die Nautilus bevor sie nun das Polareis unterwanderte, schon im Sommer 1957 fünfeinhalb Tage un-



Das größte U-Boot der Welt ist die USS Triton SSRS (N)-586, die am 19. August 1958 vom Stapel gelaufen ist. Die Triton wird von zwei Atomreaktoren angetrieben und hat eine Wasserverdrängung von 5450 Tonnen. Das gewaltige Boot ist das dritte amerikanische Schiff, das diesen Namen trägt. Es ist das erste Atom-U-Boot, das mit Radargeräten ausgerüstet ist und als Sicherungsfahrzeug auch für Geleitzüge eingesetzt werden soll.



Neue Fahrwege für die Schifffahrt hat die Nautilus mit ihrer Pionierfahrt unter dem Eis der Arktis erschlossen. Das Boot legte dabei rund 14 600 km zurück, wovon 97% auf Tauchfahrt entfielen. Diese navigatorische Meisterleistung wurde dadurch ermöglicht, daß Echolote die Fahrinne „erkundeten“, während ein auf dem Turm montiertes Fernsehgerät ein Bild von der Beschaffenheit der Eisdecke übermittelte.



Das schnellste U-Boot der Welt ist die Skipjack, die auch dem schnellsten Zerstörer in Unterwasserfahrt davonlaufen kann. Der Rumpf und die Ruderflächen sind nach den modernsten strömungstechnischen Erkenntnissen gestaltet. Mit Form und Aufbau der U-Boote des zweiten Weltkrieges hat die Skipjack nichts mehr gemein, da sie fast ausschließlich unter der Oberfläche des Wassers fahren soll, und nur selten auftauchen wird.

ter der Eiskappe der Arktis. Sie stieß dabei bis auf 180 Seemeilen an den Nordpol vor. (Eine nautische Seemeile ist gleich 1829 m.)

Die bereits bei diesem ersten Unternehmen gesammelten Erfahrungen gipfelten in der Forderung, die Boote mit zwei Atomreaktoren und zwei Schrauben auszurüsten, um für einen längeren Einsatz unter dem Eise geeignet zu sein. Auch der Bootskörper muß verstärkt werden. Einen weiteren Rekord stellte die Skate auf, als sie im März dieses Jahres den Atlantik zwischen den USA und England in Tauchfahrt durchquerte. Dabei lief das Boot nur kurzfristig Höchstfahrt. Am 12. August funkte es aus einem offenen Eisfeld, daß es auch den Pol in Tauchfahrt überquert habe. Seit Beginn ihrer Erprobung am 27. Oktober 1957 hat die Skate mehr als 13 000 Seemeilen, davon rund 10 500 in Tauchfahrt, bewältigt. Die Nautilus legte auf ihren Fahrten rund 100 000 km zurück, das ist das Zweieinhalbfache der Länge des Äquators. Ein herkömmliches Boot der gleichen Leistungsklasse hätte auf dieser Fahrt 2 170 000 Gallonen Dieselöl verbraucht. (1 Gallone ist gleich 3,787 l.) Diese Menge würde 217 Tankwagen

füllen, eine Wagenkette, die aneinandergereiht 2,7 km lang wäre.

Trotz dieser Erfolge geht die Entwicklung noch weiter. Die kürzlich vom Stapel gelaufene Skipjack, das sechste Atom-U-Boot der USA, ist in der Lage, jedem Zerstörer in Unterwasserfahrt davonzulaufen! Was während des zweiten Weltkrieges noch unmöglich schien, ist heute Wirklichkeit geworden.

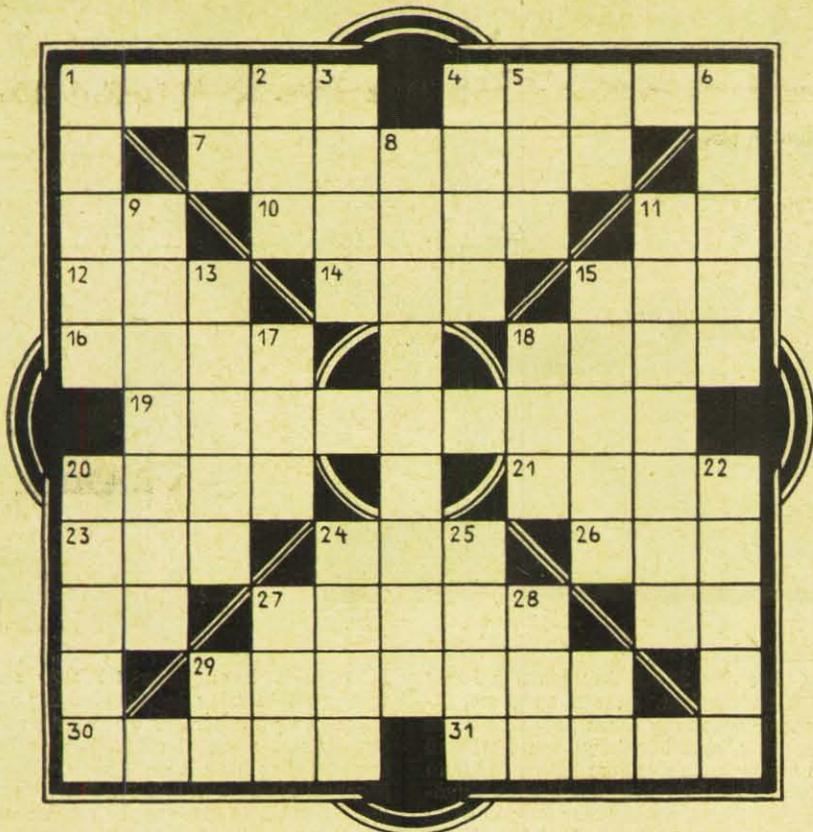
Durch geeignete Formgebung wurden die Atom-U-Boote auch in ihrer Geschwindigkeit den Oberwasserschiffen überlegen.

Hinzu kommt: Ein moderner Zerstörer kann rund 1600 km in Höchstfahrt zurücklegen, ohne neu betankt zu werden; die Reichweite eines A-Bootes beträgt bei Höchstfahrt etwa 165 000 km! Mit den neuen mit Atom-U-Booten ausgerüsteten Einheiten der amerikanischen Marine im Verein mit der globalen Schlagkraft des Strategischen Bomberkommandos können die USA ihrer Strategie der Abschreckung weiteren Nachdruck verleihen und den psychologischen Prestigerfolgen der Sowjets ein konkretes Wehrpotential entgegensetzen. -erg-



Der Welt erstes Atom-U-Boot ist die Nautilus, die eine Wasserverdrängung von 3180 Tonnen hat. Das Boot lief 1955 vom Stapel und hat seither rund 100 000 km zurückgelegt. Das entspricht dem zweieinhalbfachen Umfang der Erde am Äquator. Der Treibstoffverbrauch eines Bootes der gleichen Leistungsklasse mit Dieselantrieb hätte rund 2 Millionen Gallonen für die gleiche Strecke betragen (1 Gallone ist gleich 3,787 Liter).

Kreuzwörterrätsel



Waagerecht: 1. Gefolge, 4. Haustier, 7. Zupfinstrument, 10. Schlingpflanze, 12. Nebenfluß des Rheins, 14. Märchengestalt, 15. griechische Göttin, 16. Pfingstgrün, 18. Nebenfluß der Eibe, 19. Weichharz, 20. Sitzmöbel, 21. Werg, 23. Zufluß des Neckars, 24. Brennstoff, 26. Nebenfluß der Donau, 27. Blutwasser, 29. letzter Normannenkönig, 30. Ritze, 31. männlicher Vorname.

Senkrecht: 1. Sultansname, 2. Bodensenkung, 3. Stern im Sternbild des Pegasus, 4. Gebietsstreifen, 5. Knäuel, 6. Tiermilchdrüse, 8. europäischer Staat, 9. Laubbaum, 11. Stadt in der Altmark, 13. Tiroler Stadt im Pustertal, 15. Erdteil, 17. deutscher Liederkomponist, 18. Bergrücken in Hannover, 20. Berliner Bildhauer, 22. deutscher Staatsmann, 24. belgische Universitätsstadt, 25. Abschnitt des Korans, 27. Nebenfluß des Don, 28. Küstenmeer auf französisch.

Silbenrätsel

am — an — ba — ce — del — den — do — dron — e — e — ein — gar — ge — gen — haar — han — hoo — jo — kak — kan — ku — la — ler — mul — na — nett — nies — nor — o — on — on — or — pel — pi — po — res — rho — rup — se — sef — ser — si — sicht — spi — tel — ti — tus — um — ver — we — wurz — y.

Aus diesen Silben sind 21 Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, drei bedeutende Erforscher des Weltraums nennen.

- | | |
|-----------------------------|----------------------------------|
| 1. Geschirrstück | 17. Verständnis |
| 2. Fluß in Belgien | 18. Vorläufer des Klaviers |
| 3. altrömische Göttin | 19. Stachelpflanze |
| 4. Flugzeugschuppen | 20. Ausbruch |
| 5. Rauschgift | 21. gestellte Haltung |
| 6. russische Stadt | |
| 7. Alpenrose | |

Rätsellösungen aus Nr. 17

Silbenrätsel: 1. Gepard, 2. Eveline, 3. Haarlem, 4. Oldenburg, 5. Reserve, 6. Celsius, 7. Hellebarde, 8. Titanit, 9. Dönitz, 10. England, 11. Reklame, 12. Zirkular, 13. Erebos, 14. Internat, 15. Thurgau, 16. Union, 17. Neuholland, 18. Drache. — Gehorcht der Zeit und dem Gesetz der Stunde.

Kreuzwörterrätsel: Waagerecht: 1. Lagerloef, 7. Iden, 8. Elz, 10. Sur, 11. Ode, 12. Fee, 13. Lea, 14. Gans, 15. Eos, 16. Serie, 17. Potential, 18. Lysol, 19. oed, 21. Eris, 22. Oer, 24. Gin, 25. gar, 26. Ast, 27. Aas, 28. Este, 29. Rosenheim. — Senkrecht: 1. Liszt, 2. Adua, 3. Ger, 4. Leda, 5. Ole, 6. Riese, 9. senil, 11. Osel, 12. Farad, 13. Lotos, 14. Geier, 15. Eosin, 16. Stör, 17. Pyrit, 18. legal, 20. Tem, 22. Oase, 23. Asti, 25. Gas, 26. Ase.

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14täg. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln Merlostraße 10/14. Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis ffrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis ffrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1 08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

Das Mädchen vom Tivoli

Von Willy Breinholst

Olsen war in jeder Hinsicht ein netter Kerl, ein guter Ehemann und ein liebevoller Vater. In der Büroklammerfabrik, in der er als Abteilungsleiter tätig war, verdiente er fünfhundert Mark im Monat. Davon lieferte er vierhundertneunzig Mark an seine Frau ab, drei Mark bekam sein Sohn als Taschengeld, und von den restlichen sieben Mark kaufte er Blumen für seine Eltern und Zigarren und Tabak für sich selbst. Kurz, Olsen und seiner Familie ging es gut, und niemals fiel zwischen den Eheleuten ein unfreundliches Wort.

Eines Tages aber geschah etwas Außergewöhnliches, ein Zwischenfall, der für einige Stunden das häusliche Glück und den ehelichen Frieden beeinträchtigte: Frau Olsen traf ihren Mann auf eine Entfernung von sechs Metern mit einem Teller am Hinterkopf, so daß der Teller klirrend in tausend Stücke zersprang. Dieser jähe Temperamentsausbruch hatte eine ganz natürliche Ursache, und davon soll die Rede sein.

Frau Olsen stand in der Küche, trocknete Geschirr ab und hörte ihrem Mann zu, der sich im Wohnzimmer mit seinem Sohn unterhielt. Die Küchentür stand weit offen, und Frau Olsen sah, wie ihr kleiner Peter seinem Vater auf den Schoß krabbelte.

„Vati“, sagte Peter, „woher kennst du eigentlich Mutti?“

Olsen paffte ein paar dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und überlegte einen Augenblick. „Tja“, sagte er, „eines Tages bin ich ihr begegnet.“

„Kannst du dich noch daran erinnern, Vati?“

Olsen drehte sich im Sessel um, sah seine Frau in der Küche stehen und lächelte. Sie lächelte ebenfalls und zwinkerte ihrem Mann schelmisch zu. „Natürlich kann ich mich noch daran erinnern, Peter! Wie könnte dein Vati diesen Tag jemals vergessen? Es war ein wunderbar warmer Sommerabend. Ich kam aus dem Kino, wo ich einen

Wildwestfilm gesehen hatte, und fühlte mich so stark wie Tarzan und Hopalong Cassidy zusammen. Während ich den Rathausplatz überquerte, sagte ich zu mir selbst: „Heute Abend gehst du in den Tivoli!“ Und das tat ich dann auch. Die bunten Lampen spiegelten sich in den kleinen Teichen, verliebte Pärchen schlenderten Arm in Arm unter den alten Bäumen, die Wasserfontänen sprühten im vielfarbenen Licht der Scheinwerfer über den Blumenbeeten... alles das brachte mich in eine seltsame Stimmung. Ich wußte: Heute Abend wird etwas Besonderes geschehen. Innerlich war ich so unruhig, daß ich alle drei Konzertsäle besuchte und der Musik lauschte. Zuletzt wurde Beethovens Mondscheinsonate gespielt — daran erinnere ich mich noch, als ob es gestern gewesen wäre. Hinterher schlenderte ich hinüber zum Riesenrad und setzte mich in eine der Gondeln. Das Rad begann langsam zu kreisen, die Erde blieb unter mir zurück, als ob es direkt in den Himmel ginge...

Da entdeckte ich plötzlich auf der anderen Bank meiner Gondel eine junge Dame, die ich beim Einsteigen gar nicht bemerkt hatte. Es war das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe, und wir beide waren ganz allein. Sie lächelte mir zu, ich lächelte zurück, tief unter uns lag der große Tivoli-Park mit seinen tausend und aber tausend Lichtern. Wir begriffen: Das Schicksal hatte uns füreinander bestimmt. Von nun an konnte uns nichts mehr trennen. Halt... Augenblick mal, mein Junge! Eben fällt mir ein, das war ja gar nicht deine Mutti, sondern Ingrid Lundquist, die ich an jenem Abend traf. Deiner Mutter bin ich nicht im Tivoli begegnet, sondern... Donnerwetter, jetzt weiß ich doch tatsächlich nicht mehr, wo ich sie zuerst...“

Und in diesem Augenblick kam der Teller.

Nicht mit Gewalt

Wenn ich vom Dienst nach Hause kam, griff ich nach meiner Zeitung. Mit Genuß vertiefte ich mich, und nichts konnte mich aus der Ruhe bringen. „Bill“, sagte eines Tages meine Frau, „du liest zuviel, kannst du nicht auch mal was schreiben? Du hast doch so viel erlebt, Einfälle hast du auch — versuch's doch mal. Ich würde mich freuen, wenn von dir mal was in der Zeitung stände!“ — Entgeistert blickte ich mein Eheweib an. Trotz meiner Einwände — schon einen Brief zu schreiben, kostete mich so viel Zeit — wie soll ich überhaupt einen Artikel zusammenbringen? — blieb sie dabei.

Am nächsten Tag fand ich mein geliebtes Magenblatt nicht mehr am gewohnten Platz. Statt dessen lag ein Schreibblock da. Nur um meine Ruhe wiederzuhaben, machte ich mich an die Arbeit. Entzückend fand meine Frau meine „Dichtung“ und sauste damit zur Redaktion. Einige Tage später steckte mein Manuskript wieder in unserem Briefkasten. Nun kennen Sie meine Frau schlecht. Sie ließ sich nicht entmutigen. Nach und nach war mein Artikelchen allen Redaktionen bekannt.

Nun meinte meine Frau, ich hätte einen schlechten Stil. Ich bemühte mich also um einen besseren. Auch der zweite Monat ging vorüber, und meine Sachen kamen als unbrauchbar zurück. „Sicher kann man deine Schrift nicht lesen, du mußt die Sachen mit der Maschine abschreiben lassen“, flötete die Gattin. Und Unkosten verursachte die Schreiberei! Und immer alles umsonst! Meine Frau tröstete mich und sagte, daß auch berühmte Reporter und Schriftsteller mal ganz klein angefangen haben. Jetzt waren immer drei Zeitungen im Hause, doch nicht etwa für mich zum Lesen — nein, die hielt

meine Frau nur, um nachzusehen, ob etwas von mir gedruckt stand.

Eines Tages entschloß sich meine Frau, auf einen Leserbrief auf eine unglückliche Ehe zu antworten. Es dauerte nicht lange, ihr Brief wurde veröffentlicht, und nun triumphierte sie: „Es hat doch keinen Zweck, daß du schreibst, denn die Fähigkeiten dazu sind nur mir gegeben! Nun habe ich meine Ruhe wieder, lebe in harmonischer Ehe — und brauche nicht mehr zu schreiben!“ Bill Bronsen

Rohkünstler

Viel Aufregung mit ihren Drillingen Jacqueline, Joyce und Joan hatte Mutter Mary Ellen Tomlin aus Morpeth in Nordostengland. Kaum konnten sich die Kleinen selbständig fortbewegen, da stellten sie eine Dummheit nach der anderen an.

Ihr Meisterstück leisteten sie sich jetzt im zarten Alter von noch nicht ganz anderthalb Jahren. Die Mutter hing im Garten die Wäsche auf die Leine, als eine Nachbarin rief: „He — zwei Ihrer Kleinen sind auf den Tisch geklettert!“ Voll böser Ahnungen rannte Mary Tomlin ins Haus. Aber es war schon geschehen: Joyce und Jacqueline saßen auf dem Tisch neben dem Aquarium und — aßen. Joyce hatte schon einen Goldfisch ganz verzehrt, das Schwesterchen war gerade dabei, den Rest von dem anderen Fisch genießerisch zu schlucken.

Das Aquarium war leer. Besorgt ging Mutter Mary mit den beiden Mädchen zum Arzt. Aber Grund zur Besorgnis gab es nicht. Die beiden „Selbstversorger“ haben ihren Streich bei bester Gesundheit überstanden.

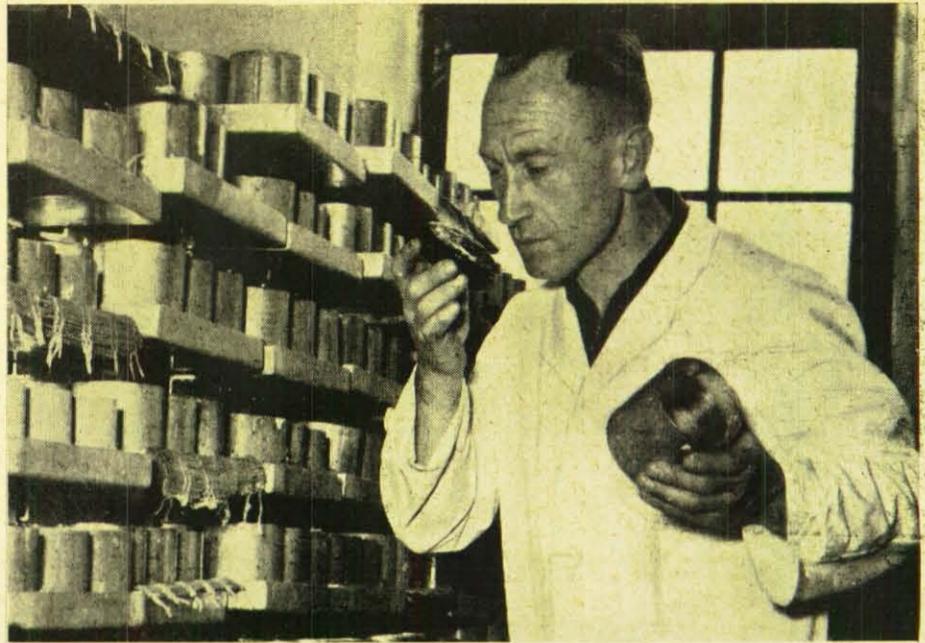
Für Frau

und Familie

**Käse, Zahnpaste
Gesichtspackung**

aus schwarzem Moor

Die Käsemasse wird in Formen ohne Boden gegossen. Wiederholt wird sie untersucht, um festzustellen, ob der Käse schon „fertig ist“ und zur Reifung in den Keller gebracht werden kann. Dort bleibt er 10 bis 12 Tage und gleicht dann etwa dem Camembert. Er bleibt Monate frisch.



Wunder wirken kann auf der Gesichtshaut Moor aus den Sümpfen von Neydharting in Österreich, das 35 000 Jahre alt ist. Otto Stöber hat die wertvollen Stoffe im Moor entdeckt und endlich ausgewertet.

Keine Angst vor dieser schwarzen Zahnpaste. Wenn sie auch Moor enthält, so ist sie doch völlig geschmack- und geruchlos. Durch sie wird Zahnfäulnis und Zahnfleischschumpfung wirklich verhindert.

Käse aus 35 000 Jahre altem Moor zu machen, ist die außerordentliche Entdeckung eines 55 Jahre alten Österreicher, der bewiesen hat, daß es möglich ist, mit dem Moor, das man in der Nachbarschaft des Dorfes Neydharting findet, viele jener Krankheiten heilen kann, von denen die Menschheit geplagt wird. Otto Stöber konnte nach Jahren beharrlicher Forschung nachweisen, daß sich in dem Moor aus den Sümpfen bei Neydharting viele wertvolle Stoffe befinden, mit denen man eine große Anzahl von Krankheiten wie Magen-, Darm-, Nieren- und Gallenblasenleiden bekämpfen kann. Das Moor enthält mehr als 60 wertvolle chemische und über 40 organische Substanzen, darunter Vitamine, Fettsäuren und Antibiotika wie Penicillin und Aureomycin.

Die Gesundheit spendenden Eigenschaften des Moores können sowohl von innen als auch von außen nutzbringend angewandt werden. Ein aus diesem Moor gewonnenes Konzentrat ist die Basis für die vielen Möglichkeiten, bei denen das Moor benutzt wird. Die

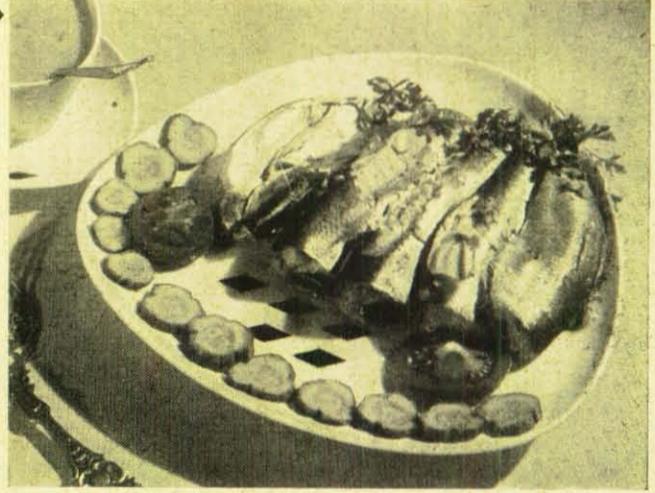
Flüssigkeit kann man trinken, entweder allein oder in Verbindung mit anderen Getränken, denn sie hat weder Geschmack noch Geruch. Stöber betrachtet dies als eine der wertvollsten Eigenschaften, empfiehlt jedoch auch, die Flüssigkeit Bädern beizumischen, damit auch die Haut den wertvollen Wirkungen des Moores ausgesetzt wird. Moorpackungen für das Gesicht erfreuen sich ebenfalls großer Beliebtheit. Erst kürzlich wurde entdeckt, daß Zahnpasta, der man das Konzentrat beigemischt hatte, einen erfolgreichen Schutz gegen Zahnfäulnis und besonders wirksam das Einschrumpfen des Zahnfleisches und damit das Lockerwerden der Zähne verhindert.

Die besondere Heilwirkung des Moores aus den Sümpfen bei Neydharting war schon seit dem Jahre 1648 bekannt, aber erst Stöber richtete dort ein Laboratorium ein, in dem er bei der Untersuchung des Moores zu der Erkenntnis kam, daß man seine wertvollen Bestandteile zur Verbesserung von Nahrungsmitteln und kosmetischen Erzeugnissen benutzen könnte.



Grüne Heringe auf schwedische Art. Grüne Heringe reinigen, ausnehmen, waschen, entgräten und abtropfen lassen. Mit Wasser, 4 Löffel Essig, einigen Pfefferkörnern, 1 Lorbeerblatt, Salz, Dill und Petersilie auf kleiner Flamme 15 Minuten ziehen lassen. Vorsichtig herausnehmen, mit dem Fischesud eine Senfsauce herstellen.

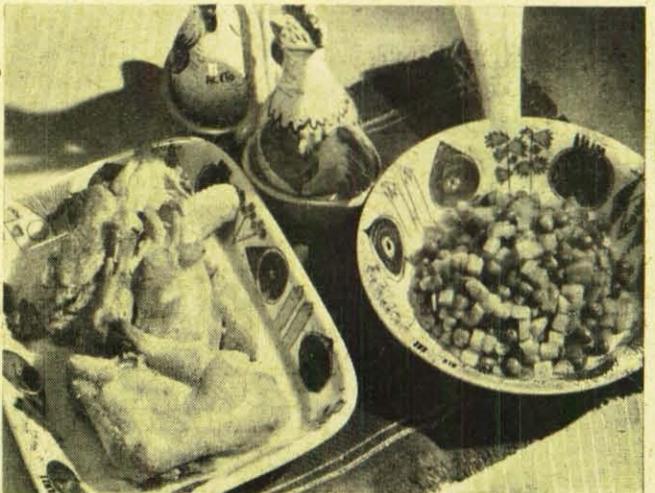
Chilenischer grüner Reis. 1 Eßlöffel gehackte Zwiebel mit 1 Eßlöffel Butter leicht anbräunen, 1 Tasse Reis dazu, unter Rühren ebenfalls leicht anbräunen, 2 Tassen kochendes Wasser, etwas Salz, Pfeffer, 1/2 Tasse Öl und 1/2 Pfund feingeschnittene Spinat dazu. Genau 18 Minuten kochen lassen und 1/2 Tasse zerlassene Butter und 1 Tasse geriebenen, echten Schweizer Emmentaler unterrühren. Reis in einen Rand drücken und stürzen. In die Mitte eine Sauce aus enthäuteten Tomaten, vermischt mit Krabben, Hummerstückchen und Muscheln. Geriebenen Käse noch dazu.



**Hier spricht
Lucullus**

Rezepte, die Freude bereiten

Kolumbianisches Hähnchen in Senfsauce. Junge Hähnchen sind so zart, daß man sie mit einem scharfen Messer zerlegen kann. Der Hals wird abgeschnitten und kocht mit. Man schneidet einmal über das Brustbein und hat dann 2 Hälften, die man nochmals teilt. 1 Hähnchen in 4 Teile teilen, salzen, pfeifern, in Butter rundum braunbraten und in einem Topf mit 1 Tasse Wasser und 1 Tasse Wein gardünsten. Wenn das Hähnchen fertig ist, gibt man den Sud unter Rühren in die Sauce und gießt diese über die angerichteten Hähnchenstücke. Dazu junges Gemüse und Salzkartoffeln. Man stellt einen kleinen Topf in ein Wasserbad von kochendem Wasser und schlägt darin 2 Eier mit 2 Eßlöffel Essig und 1 Teelöffel trockenem englischem Senf, den man mit 1 Eßlöffel Wasser angerührt hat. Die Sauce wird gleichmäßig hell und dick. Sehr intensiv schlagen oder besser noch einen Rührstab benutzen.



Wir Wunderkinder

In Geislagsteig entsteht z. Z. ein ganz besonderer Film, den Kurt Hoffmann (Regisseur von „Ich denke oft an Piroschka“ und „Das Wirtshaus im Spessart“) inszeniert. Zwei Hauptdarsteller dieses Streifens möchten wir Ihnen hier vorstellen. Es sind Robert Graf (rechts) und Johanna von Koczian (Bild unten). Zu dem Aufgebot an namhaften Darstellern gehört vor allem auch Elisabeth Flickenschild, die hier endlich wieder in einer ganz großen Rolle zu sehen sein wird. Mehr nicht über diesen ungewöhnlichen Film. Aber: Den müssen Sie sich ansehen!



Schmutziger Engel

◀ **Jeden Wunsch** liest der reiche Hotelier Schorlemmer (Hans Nielsen) seiner Tochter Beate (Corny Collins) von den Augen ab. Zu welchen Ergebnissen eine solche Erziehung führen kann, wird in diesem Film deutlich. Ohne Schminke packt er das heutige Jugend-Problem energisch an.

Große Aufrührung im Ober-Lyceum. Die Schülerin Beate (Corny Collins) ist nach einer Auseinandersetzung mit ihrem Lehrer Dr. Agast (Peter van Eyck) ohnmächtig zusammengebrochen. Aber nur scheinbar ohnmächtig. In Wirklichkeit spielt sie vorzüglich eine Szene, die sie vorher genau überlegt hatte. — Fotos: Europa-Film.



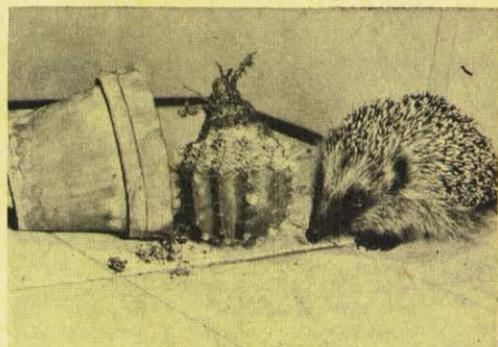
In einem Jahr ein Star! Will Brandes hat es geschafft. Zwar hat er das „i“ am Ende seines Vornamens verloren, seine Vitalität aber nicht. Vor einem Jahr fing er gerade an zu singen. Jetzt hat er einen Schallplattenvertrag in der Tasche.



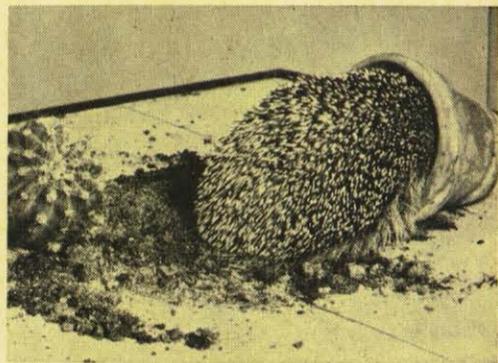
Josua und der Kaktus



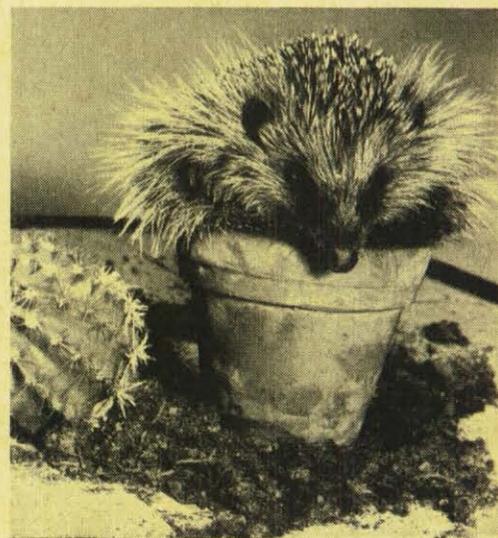
Der Igel Josua ist auf seinem abendlichen Streifzug durch die Wohnung auf meinen alten Kaktus gestoßen. Voller Neugier beschnüffelt er das stachelige Ungetüm. Ob dieses Etwas auch ein Igel ist?



Heraus damit aus dem Blumentopf! Mit roher Gewalt wurde der Kaktus entfernt. Aber immer noch bewegt sich das merkwürdige Ding überhaupt nicht. Ob es sich wohl tot stellt, weil es Angst hat?



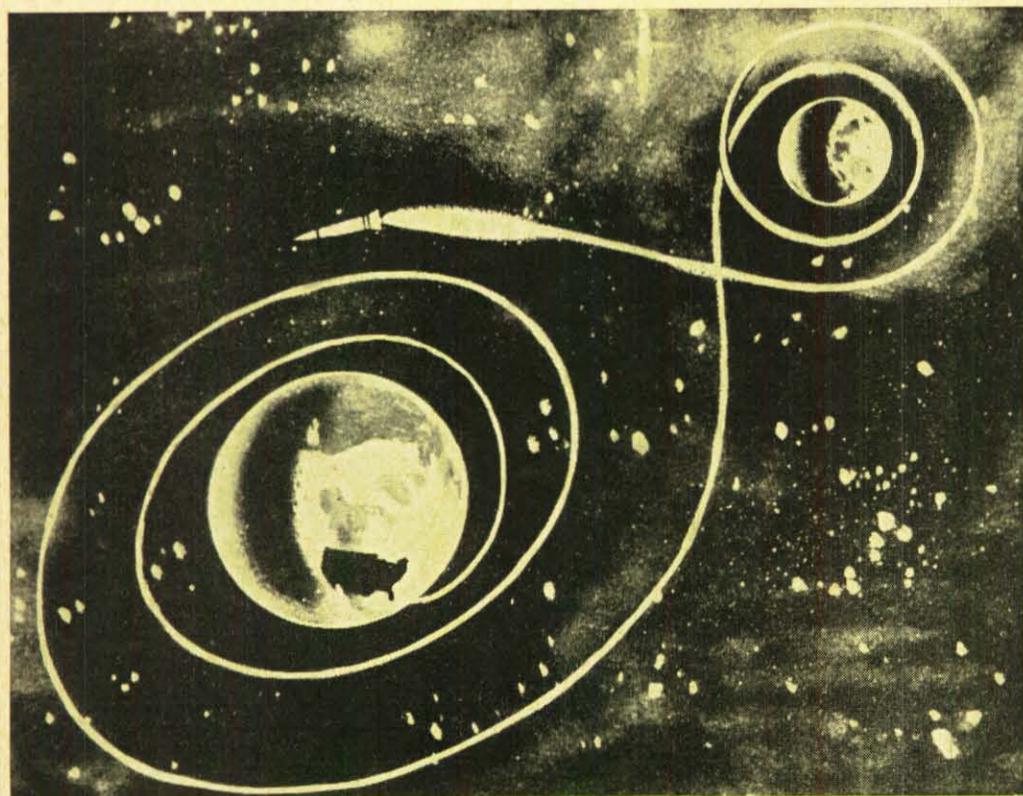
Nichts wie hinein in den Topf und sorgfältig untersucht, was darinnen sein mag. In der Erde ist doch gewiß etwas Essbares verborgen. Oder sollte das komische, leblose Wesen etwa von Dreck leben?



Selber Kaktus ist Josua hier. Er kann es immer noch nicht fassen, aber immerhin erscheint ihm diese Stellung äußerst bequem. Das muß ich mir doch für meine Memoiren merken, denkt Josua.

ZB

Zeit-Bilder



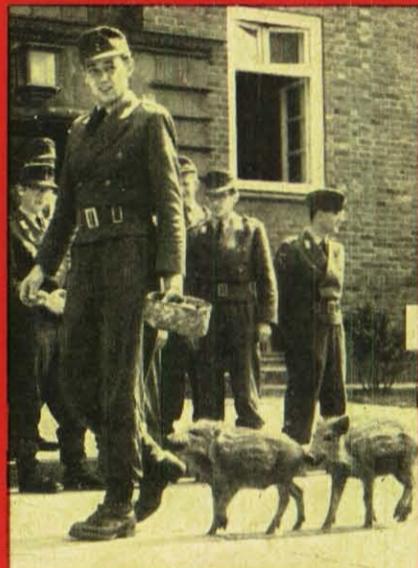
EIN SCHRITT DURCH DIE LUFT — und schon erreicht Captain Jackson Graham das Krähen-nest eines Schiffes. Der mutige Offizier hat mit seinem Hubschrauber siebzehn Menschen, die auf die Masten ihrer sinkenden Schiffe geklettert waren, aus Seenot retten können.

ZB

MEHRERE KÜNSTLICHE SATELLITEN werden in nächster Zeit den Mond umkreisen. Besonders schwierig wird es sein, die künstlichen Trabanten aus dem Anziehungsbereich des Mondes wieder zur Erde zurückzulenken. Das Gelingen dieses Experimentes soll beweisen, daß Menschen nach einer Reise zu den Sternen auf die Erde zurückkehren können.



BILLIG UND PRAKTISCH sind die Regen-umhänge aus Stroh, die sich die Kuhhirten im Schwarzwald und in Franken selbst anfertigen. Das Hirtenmuseum in Hersbruck erwarb solch einen Umhang.



QUIEKEND MARSCHIEREN die Maskottchen der „Wildschweinkompanie“, die in Hamburg-Rahlstedt liegt, zum Essenempfang. Die Frischlinge wurden bei einem Biwack in der Heide gefunden.



KEIN SCHERENSCHNITT, sondern ein Schnappschuß von dem französischen Dirigenten Cluytens, der bei den Bayreuther Festspielen den „Lohengrin“ und die „Meistersinger“ dirigiert hat.